Erzählungen

aus dem Gebiete

der Romantik

und

des Abenteuerlichen.

Von

J. K. von Train.

Erster Band.

Enthält:

1) Der Steig auf den Riß.
2) Das Felsengrab. 43
3) Der Gattin Heldenmuth. 153

Nürnberg, 1831.
Verlag der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

Wd 66: C.

Der
Steig auf den Kiss.

„Daß doch das Wettermädchen gerade heute mit auf dem Schiffe seyn muß,“ sagte der Oberst Dohlen in Lindau, und sah ängstlich von seinem Fenster aus mit dem Fernrohre auf den Bodensee, auf welchem sich in ziemlich weiter Ferne das von Rorschach herüberfahrende Marktschiff entdecken ließ; „gerade heute hat der See so eine dunkle Farbe, und auf der Schweizerseite steigen immer so verdächtige Nebel auf; wenn's nur diesmal ohne Sturm abläuft!“ — „Geh' er doch hinunter,“ befahl er über eine Weile seinem dienstbaren Geiste, dem Korporal Werner, „und frag' er den alten Fischer Joseph, ob er glaubt, daß heute ein Sturm kömmt?“ — Der Korporal, der mit treuem Herzen an seinem Gebieter hieng, und als dieser vor einigen Jahren seinen Abschied genommen, auch um den seinigen gebeten hatte, theilte auch jetzt die Sorgen desselben, der seine einzige Tochter Caroline bei so zwei-

deutigem Wetter den Wellen preisgegeben wußte.— Er begab sich in den Hafen, wo er den alten Fischer Joseph, den Wetterkundigsten seiner Zunft, gerade mit Ausbessern seiner Netze beschäftigt fand, und erhielt auf seine Frage wegen des bevorstehenden Sturmes, von diesem, nachdem er vorher bedächtig die Hand um das Kinn gestrichen hatte, die Antwort: „S'ka sy, daß es e bißle eppes agit!“ — Diese Antwort bedeutete aber, wie der Korporal schon aus Erfahrung wußte, nicht viel Gutes; er konnte daher dem Obersten, der mit Ungeduld auf seine Antwort harrte, keinen erheblichen Trost bringen. Dieser betrachtete mit Sorgen bald die schwarzen Wolken, die sich mit Schnelligkeit am Horizonte zusammen gezogen hatten, bald den dunklen See, und setzte sich endlich mit den Worten auf seinen Großvaterstuhl: „Nun, Gott gebe, daß dem Mädchen nichts geschieht; die soll mir so bald nicht mehr auf den See kommen.“

Es war auch dem würdigen Manne nicht zu verargen, daß er sich diesmal mehr als gewöhnlich den Sorgen überließ, denn seine Caroline,

ein blühendes, lebensfrohes Mädchen von 17 Jahren, war seit dem Tode ihrer Mutter seine einzige Freude, und seit seinem Abschiede vom Militär hatte die Erziehung dieser Tochter beinahe seine Hauptbeschäftigung ausgemacht. Freilich war diese von eigner Art und etwas strenge, denn er hatte sich's schon lange festgesetzt, sie einst keinem Andern als einem Soldaten zu verheirathen, und dazu müsse sie mehr als irgend ein anderes weibliches Geschöpf, geistige und körperliche Fähigkeiten besitzen. — An keinen Widerspruch gewöhnt, forderte er pünktlichen Gehorsam, liebte besonders Eingezogenheit und Absonderung von allen großen Gesellschaften, und es war als ein Erguß einer besonders guten Laune zu betrachten, daß er diesmal Carolinen erlaubt hatte, in Gesellschaft ihrer Freundin Bertha v. S., auf ein paar Tage nach St. Gallen zu gehen, um sich einige Erholung zu verschaffen. Von dieser Reise kehrte sie eben zurück, als der Korporal, wie wir oben hörten, auf Recognoscirung des Wetters ausgesendet wurde. Das arme Mädchen befand sich auch ge-

rade in keiner beneidenswerthen Lage. Sie fuhr auf dem Rorschacher Marktschiffe, welches alle Wochen Reisende und Waaren von mannigfacher Art aus der Schweiz herüberbringt, in einer ihr größtentheils unbekannten Reisegesellschaft an der Seite ihrer unzertrennlichen Freundin Bertha und deren Mutter, und hatte bisher sorglos und unbefangen bald den gleichen Ruderschlag der Schiffer und die kräuselnden Wellen, bald die herrlichen Obstgärten und das reizende Grün des so eben verlassenen Ufers betrachtet, als sie die ängstliche Aufmerksamkeit mehrerer Reisegefährten auf die immer dunkler werdenden Wolken und auf die Schwüle des Tages, dann die immerwährende Frage an die Schiffer, ob denn kein Sturm zu befürchten sey, beunruhigte.

Sie war zwar keine von den allzu ängstlichen Damen, die bei jedem starken Lüftchen oder jedem Donnerschlage für ihr Leben fürchten, aber dennoch konnten die mannigfaltigen Erzählungen von früher stattgehabten Unglücksfällen auf dem See, die gerade den Stoff der Unterhaltung ausmachten, nicht eben zur Vermehrung ihres

Muthes beitragen; sie konnte sich selbst nicht verhehlen, daß ihr schöner Busen etwas höher als gewöhnlich schlug, und daß die düstre Farbe des See's und die übrigen Anzeichen eines nahen Sturmes in ihr das beklemmende Gefühl verursachten, welches auch bei beherztern Personen dem nahen Ausbruche eines Ungewitters vorherzugehen pflegt. — Sie betrachtete die Personen ihrer Umgebung, die ihr vorher ziemlich gleichgültig gewesen waren, und erröthete, als sie dem Blicke eines jungen Mannes begegnete, der die seinigen schon lange vorher auf sie geheftet zu haben schien. Er saß auf einer der Bänke, welche zur Aufnahme der Reisenden zu beiden Seiten des Schiffes angebracht sind, ihr beinahe gegenüber. Sein Aeußeres und eine gewisse Eleganz in der Kleidung ließen einen Musensohn aus den höhern Ständen vermuthen, seine angenehme Miene und der geistige Blick aus seinen schönen braunen Augen schien ihr mehr Theilnahme einzuflößen, als es der Gedanke an die Gefahr, die sie beide bald zu Leidensgefährten machen konnte, hätte mit sich bringen können.

Sie vermied, seinem Blick zum zweiten Mal zu begegnen, und sah, scheinbar ganz gleichgültig, zwei betagten, gutgekleideten Männern zu, die am Hintertheile des Schiffes, nahe beim Steuermann, mit solchem Eifer eine Schachparthie zusammen spielten, daß sie von Allem, was hier vorgieng, nicht die mindeste Notiz nahmen. Jedoch geschah es, ich weiß nicht wie, daß sich die Blicke unsrer beiden Reisenden noch öfter trafen, und ich will nicht entscheiden, wer von ihnen daran am öftesten die Schuld gehabt haben mag. So viel ist gewiß, daß unsre Caroline jetzt weniger an den nahen Sturm, als an ihren schönen Reisegefährten dachte, und daß sie nur der plötzliche Ausruf eines Schiffers: „Jetzt gilt's!" und ein Angstschrei ihrer Freundin Bertha aus ihren Gedanken zu stören vermochten.

Wirklich hatte auch unterdessen ein dichter Nebel auf der Schweizerseite die Aussicht verhüllt, und das Erste, was sich den Blicken der erschrocknen Caroline darbot, war ein Heer weißschäumender Wellen, die der plötzlich entstandene Sturmwind vor sich her jagte; zwar jetzt noch

in weiter Ferne, aber mit jedem Augenblick näher an das Schiff heranrollend. Die Ruder wurden mit der größten Schnelligkeit ein= und das Segel halb aufgezogen; die ruhigen Plätzchen der Reisenden mußten nun alle Augenblicke verändert werden, um den hin= und hereilenden Schiffern Platz zu machen, welche im Fluchen und Schelten nicht viel hinter den Matrosen zur See zurückblieben. Bald hatten die hochtreibenden Wellen das Schiff erreicht, und bildeten eine Reihe kleiner Hügel, zwischen denen das Schiff mit Windesschnelle dahin fuhr, mit schwankender Bewegung von einer Welle zur andern geworfen. — Minder schreckend war es, den Blick in die weite Ferne schweifen zu lassen, wo der weiße Schaum in kleinen Abtheilungen mit der dunklen Grundfarbe der Wogen contrastirte; als neben dem Schiffe hinab in den Abgrund zu schauen, den eine Welle abwechselnd mit der andern eröffnete. Der untere Theil des weit aufgeschwellten Segels schweifte neben dem Schiffe im Wasser her, und obschon dasselbe gerade der Sicherheit wegen nur zur Hälfte aufgezogen worden

war, verursachte dies dennoch beim ungewohnten Theilnehmer ein geheimes Gefühl der Unordnung und Gefahr, welches das unruhige Hin- und Herlaufen und Schreien der Schiffleute noch erhöhte.

Caroline konnte sich's selbst nicht läugnen, daß sie erschrocken war, und fand nirgends Ruhe, als im Anblicke der unverzagten Miene ihres schönen Unbekannten, die — von Unentschlossenheit und gedankenloser Verwegenheit gleichweit entfernt, die wahre Stärke des Mannes verkündigte, welche die Gefahr kennt und doch nicht scheut. — Er stand ihr ruhig gegenüber, mit der Hand zwei neben ihm liegende zusammengebundene Ruder anfassend. Sein freundliches Lächeln, als er ihrem Blicke begegnete, gab ihr sogar den Muth, ihn zu fragen, ob er die Gefahr für sehr groß halte? — „Nicht sehr,“ war die Antwort, „unser Schiff ist gut gebaut, und die Schiffleute, wie ich aus guter Quelle weiß, sehr erfahren.“ „Aber wenn der Sturm noch heftiger würde, wenn das Schiff umschlüge — wir wären alle verloren!“ verzagte die ängstliche Bertha. —

„Dann wäre freilich keine Rettung mehr,“ meinte Caroline. — „O ich würde das Aeußerste wagen,“ versetzte der junge Fremde halb im Scherze, „ich würde mich an die beiden hier liegenden Ruder anklammern, und da ich nicht ungeübt im Schwimmen bin, auch Sie zu retten suchen.“ — „Wenn es aber nicht gelänge?“ — „Dann würde ich,“ setzte er mit edlem Ernste hinzu, „mit meinem letzten Blicke den Ihrigen aufsuchen, und gerne sinken!“

Deutlich sah jetzt Bertha Carolinen erröthen, und das Gespräch hatte auf eine ziemliche Zeit sein Ende erreicht.

Der Südwest trieb indeß das Schiff gerade gegen Lindau zu, und es schaukelte schneller, als den Reisenden lieb war, auf dem unsichern Wege dahin; man fürchtete sogar am Ende nicht mehr viel von dem gleich anhaltenden Stoße, mit dem eine Welle das Fahrzeug wie ein Spielwerk von der andern empfieng, so wie Gewohnheit auch den Soldaten den Kugelregen am Ende gleichgültig betrachten lehrt. — Nur die Einfahrt in den Hafen, wo die Segel eingezogen, und zu-

gleich das Schiff etwas gewendet werden mußte, wurde noch gefürchtet, weil ein Versehen das Schiff leicht an die Mauern treiben, und ein starker Stoß dasselbe umstürzen, oder sonst beschädigen konnte. Und ehe man sich's versah, war die Gefahr vorhanden, die gefürchteten Mauern waren nahe, — und ein leichter Stoß beim Umwenden des Schiffs an die Mauer hätte Carolinen, die sich gerade zur Unzeit umgewendet hatte, unfehlbar ins Wasser geworfen, hätte sie nicht ihr fremder Beschützer mit kräftigen Armen aufgefangen. — Sie waren nun in Sicherheit, aber der dankbare Blick Carolinens und die seelenvolle Heiterkeit, die sich im Antlitz des Jünglings abspiegelte, ließ beide auf einen Augenblick den Sturm, die Gefahr, die ganze Fahrt vergessen, und nur die auf dem Damm versammelte Menge von Zuschauern mahnte den jungen Mann zuerst an die Nothwendigkeit des Scheidens. — Er ergriff im Augenblicke des Anlandens, der die Aufmerksamkeit von ihnen ablenkte, ihre Hand, und flüsterte schnell: „Ich heiße Ludwig Weh-

lau, bin aus St. Gallen gebürtig, und studire auf der Universität Göttingen, wo ich noch ein Jahr bleiben muß. Dann komme ich wieder zurück, und will Sie aufsuchen, und wenn sie am Ende der Welt wären. Werden Sie aber auch dann noch meiner gedenken?"

Ein liebender Blick und ein leiser Druck von Carolinens Hand sagte ihm, daß sie weder ihn, noch seine Worte vergessen werde; schnell entfernte er sich, und — vor ihr stand ihr Vater mit ausgebreiteten Armen, laut rufend vor Freude: „Gott sei gedankt, daß ich dich wieder habe, liebe Tochter; mit Freuden weiß ich nun, daß mein Vaterherz umsonst gezittert hat! — Aber was ist denn dir, du bist ja noch ganz erschrocken; wo siehst du denn hin?" — „Ach, lieber Vater," war die Antwort, „Ludwig — ach jetzt ist er verschwunden!" — „Wer ist verschwunden, von wem sprichst du denn?" — „Von dem jungen Manne, der mich auffieng, als ich dort an der Mauer beinahe in den See gefallen wäre; wahrhaftig, du hättest mich bald nicht mehr ge-

sehen, lieber Vater!“ — „Ja, ja,“ fiel Bertha ins Wort, „dort an der Mauer stieß das Schiff an, und Caroline wäre gewiß in das Wasser gefallen, hätte sie der junge Fremde nicht aufgehalten, der jetzt so schnell forteilte.“ „Ach der gute Mensch hat sich unserm Danke so schnell entzogen,“ entgegnete Caroline, „soll ich ihn nicht rufen lassen?“ — „Laufe lieber gleich selbst,“ meinte Bertha. — „Ei laßt ihn laufen,“ sagte lachend der verwunderte Oberst, „die That ist denn doch nicht so edel, und nicht mit so vieler Aufopferung verbunden, ein fallendes Mädchen aufzuhalten, als daß man deßwegen Jemand lange aufsuchen sollte, der sich unserm Danke mit Fleiße entzieht! Kommt, liebe Kinder, und dankt Gott, daß ihr dem verdammten Seewasser entkommen seid; ich hoffe, euch so bald nicht mehr zu Schiffe zu sehen!“ — Und er führte sie triumphirend fort, gebot den Mädchen Stillschweigen, und ließ sich aus dem ruhigern Munde von Berthas Mutter den ganzen Hergang der Sache erzählen, welche selbst so Manches zum Lobe des

jungen Mannes einschaltete, dessen erster Anblick gar keinen unangenehmen Eindruck auf sie gemacht hatte. —

Nach einigen Tagen war übrigens der ganze Vorfall so ziemlich vergessen, und nur wenn der See wieder stürmte, oder wenn von unglücklichen Vorfällen und Gefahren auf demselben die Rede war, wurde der merkwürdigen Fahrt von Rorschach nach Lindau im Gespräche erwähnt. — Die fröhliche Bertha neckte dann meistens ihre Freundin mit der Erinnerung an ihren fernen Beschützer, und merkte anfangs im gutgemeinten Strome ihrer Rede nicht, wie sehr sich diese von solchem Scherze betroffen fühlte, und welchen tiefen Eindruck jene Begebenheit auf ihr Herz gemacht hatte. — Gegen Niemand klagte Caroline ihren geheimen Schmerz, den ihr die Trennung von Ludwig verursachte; ja sie konnte sich selbst keine genaue Rechenschaft geben, so sehr sie sich auch von jeher bemüht hatte, die Veränderungen in ihrem Innern zu beobachten. Ihr Vater, so wenig er auch für einen feinen Seelenkenner gelten konn-

te, bemerkte doch eine Abnahme der vorigen Fröhlichkeit und Unbefangenheit des Mädchens, und fand sie öfter, als ihm lieb war, etwas zerstreut — ein Fehler, den er, als großer Freund von Pünktlichkeit und Ordnung, durchaus nicht leiden konnte.

Neben dem bemerkte der Vater an Carolinen einen sanften Hang zur Schwärmerei, dessen Ueberhandnehmen und Ausarten er mit gutem Grunde aus allen Kräften zu verhindern bemüht war. Er suchte daher im Hausschatze seiner Erziehungsregeln ein wirksames Gegenmittel, und beschloß nach kurzer Ueberlegung, die Zerstreutheit durch Zerstreuung zu vermindern. Er führte sie von nun an mehr unter Menschen, sah sie gerne im fröhlichen Kreise ihrer jungen Freundinnen glänzen, und wußte ihr ausser ihren Erholungsstunden so viele Beschäftigung zu geben, daß sie sich, gern oder ungern, genöthigt sah, ihre Gedanken beisammen zu haben. Doch konnte auch diese Zucht nicht verhindern, daß sie nicht zuweilen mit verweinten Augen beim Frühstück erschien —

kurz,

kurz, der Oberst kannte seine gute, heitere Caroline kaum mehr. Weit entfernt, den wahren Grund hievon zu errathen, verlor er endlich seine Geduld, die eigentlich niemals allzu lange gewährt hatte, und verwies die Kopfhängerei, wie er es nannte, oft nicht in den sanftesten Ausdrücken. Wer weiß, wohin dieser Seelenkrieg in die Länge noch geführt hätte; es kam ein Deus ex machina, und drohte, mit gewaffneter Hand den Knoten zu durchhauen. Dies war Niemand anders, als der junge Graf von Krönau, seit Kurzem zum Hauptmann in der Garnison avancirt, der, als er Carolinen an der Seite ihres Vaters auf der Zugbrücke in Lindau erblickt hatte, bei allen Teufeln schwor, dies Mädchen müsse seine Frau werden. — Wer Krönau kannte, konnte auch nicht sehr an der Erfüllung dieses Schwures zweifeln, denn er war gewohnt, seinen Willen nicht gleich beim ersten Widerstande beugen zu lassen. Einen wahrscheinlichen Sieg beim schönen Geschlechte verbürgte ihm seine schöne, schlanke Gestalt, eine angenehme Gesichtsbildung und

sein blühendes Aussehen; auch hatte ihn Fortuna mit einem bedeutenden Vermögen ausgestattet, und ihn dadurch in den Stand gesetzt, eine Menge jener glänzenden Thorheiten zu begehen, welche so ganz dazu geeignet sind, gewöhnliche Mädchenherzen zu bezaubern, und in kurzer Zeit mit Sturm zu erobern. Er hatte diejenige oberflächliche Bildung, mit der man in größern Gesellschaften gewöhnlich ausreicht; seine Equipage war die zierlichste in der ganzen Stadt, und wenn er auf seinem nußbraunen Engländer durch die Straßen paradirte, sah ihm manches Mädchenauge mit Sehnsucht nach; viele hätten sich glücklich geschätzt, einen zärtlichen Blick von ihm erhalten zu können. — Und dieser gefährliche Adonis hatte seine Gunst Carolinen geschenkt. Er besann sich nie lange vor der That, suchte Zutritt im Hause des Obersten, und hielt, da er Carolinen immer zu kalt und gleichgültig gegen sich fand, nach einiger Zeit geradezu um ihre Hand an. — Der Oberst Dohlen, so sehr er wünschte, seine Tochter als die Stütze seines Alters ausschließend um sich zu

haben, freute sich doch eben so sehr über die günstige Gelegenheit, ihr Glück zu begründen, und gab, nachdem er sich vor Allem darum erkundigt hatte, ob Krönau ein braver Soldat sey, ohne Weiteres seine Einwilligung. Daß Caroline nicht dadurch in die größte Freude versetzt werde, fiel ihm bei Weitem nicht ein, und man denke sich sein Erstaunen, als sie ihn mit Thränen bat und beschwor, sie mit einer Heirath zu verschonen.

Es wurde alles Zureden, und endlich alle inquisitorischen Maßregeln aufgeboten, um die Gründe dieser unerwarteten Weigerung aufzufinden, und die von jeher gute, offenherzige Caroline brauchte nicht viele Fragen, um nicht allzubald dem forschenden Vater zu verrathen, daß eine andere Liebe ihr Herz erfülle. Endlich entdeckte sie offen, daß Krönau den Forderungen, die sie an einen Mann und Gatten mache, nicht genüge, und daß sie am liebsten Ludwig oder, im unglücklichsten Falle, nur einem solchen Mann ihre Hand geben wolle, der Krönau am innern Werthe bei Weitem überwiege. — Wer malt

den Zorn des alten Obersten, in den ihn diese Entdeckung versetzte! Die arme Caroline erschrak vor seiner drohenden Miene und seinem funkelnden Blicke. — „Also das ist das Geheimniß, meine schöne Schwärmerin,“ sprach er, „das dir seit Monaten den Kopf verrückt, das deine Weisheit, daß du eines unbekannten Landstreichers willen, den du kaum einige Stunden gesehen hast, und vielleicht in deinem Leben nicht mehr sehen wirst, einen jungen braven Soldaten, und eine lebenslängliche reichliche Versorgung ausschlägst? Ich will dich wider deinen Willen zu keiner Heirath zwingen, aber auffordern muß ich dich — bei allen Donnerwettern, daß du deinen Verstand und deine fünf Sinne gebrauchst, wo es auf dein Lebensglück ankommt, und nicht in den Tag und in die Welt hineinschwärmend, dein Glück mit Füßen trittst!“ — Caroline konnte bloß mit Thränen antworten, auch wäre es ihr nicht zu rathen gewesen, dem Vater in seiner Hitze zu widersprechen; sie zog sich zurück, und zwischen Beiden wollte sich einige Tage lang kein Gespräch mehr anknüpfen. Der Oberst versuchte

endlich die Güte, aber eben so vergeblich; die sonst so gehorsame Tochter bat ihn um Alles in der Welt, sie nur diesmal mit der Erfüllung seines Wunsches zu verschonen. — Und von jetzt an war das bisherige Glück Dohlens und seiner Tochter zerstört; ersterer schien zwar nach und nach den Ungehorsam Carolinens vergessen zu haben, doch sah diese nicht undeutlich aus seinem ganzen Benehmen, daß er sich durch ihre Weigerung, Krönau zu heirathen, tief gekränkt fühle, eine Stimmung, welche freilich die gute Tochter mehr betrübte, als es die Hitze und der augenblicklich vorübergehende Zorn des Vaters zu thun im Stande war. Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, nicht mehr an Ludwig zu denken, aber der Gedanke, Krönau ihre Hand zu geben, dessen rauhe Gemüthsart trotz seiner äusserlichen Bildung oft hervorleuchtete, war ihr unerträglich. — Sie klagte der vertrauten, liebevollen Bertha ihren Kummer, eröffnete dieser ihren ganzen Seelenzustand; aber trotz der Zweifel, die ihr die weise Freundin in der besten Absicht über ihre abentheuerliche, ganz und gar hoffnungslose Liebe

zu Ludwig beizubringen wußte, konnte sie es doch unmöglich über sich bringen, ihren Geist weniger mit ihm zu beschäftigen. Auf seiner freien heitern Stirne, in seinen Augen, in seinem Lächeln dünkte ihr der Himmel, und wenn sie zufällig nebenbei an Krönau dachte, und an die innere Betrübniß ihres Vaters, so füllten sich unwillkührlich ihre Augen mit Wasser. — Krönau, der die Sehnsucht eines unschuldigen Gemüths nach ungetheiltem Mitgefühl aller seiner Regungen verkannte oder gar verlachte, hätte sie nie glücklich gemacht. — Desto mehr günstigen Eindruck schien dieser junge Mann auf den Obersten gemacht, und denselben gleichsam bezaubert zu haben; denn täglich, wenn seine Gespräche mit Krönau über militärische Gegenstände und die politischen Ereignisse des Tages zu Ende waren, und Letzerer ihn verlassen hatte, hielt er ihm entweder eine kleine Lobrede, oder gab Carolinen so obenhin zu verstehen, wie unverdienter und unkluger Weise sie Krönau zurücksetze. — Doch gerade in der Zeit des Andranges zeigt auch das sogenannte schwächere Geschlecht seine

Kraft, und Caroline ertrug die Vorwürfe mit einer himmlischen Geduld, die nur das Bewußtseyn der Unschuld mitzutheilen im Stande ist. — Der Oberst hielt sie für hartnäckig, und nahm nach und nach eine so reizbare unzufriedene Gemüthsart an, daß kein Mensch im Hause begreifen konnte, wie sich der sonst so gute Herr habe verändern können. Mit sich selbst und der Welt unzufrieden, beschloß er endlich auf einige Zeit sein Landhaus zu beziehen, das er in der Gegend von Bregenz besaß, und auf dem er regelmäßig einige Sommermonate zuzubringen pflegte. Carolinen war dies erwünscht, denn sie hoffte, auf ihrem geliebten Sommersitze einsam und geschützt vor Krönau's Zudringlichkeit zu leben, — aber vergebens, denn dieser scheute den kurzen Weg zu ihrem Aufenthalte nicht, und besuchte sie auch hier beinahe alle Tage. —

Doch hatte Caroline wenigstens die Morgenstunden frei, welche sie in der Regel dazu anwendete, um ihr seit Jahren schon gewähltes Lieblingsplätzchen zu besuchen, einen an der Straße nach Bregenz erbauten kleinen Tempel,

hart an den Ufern des Sees, welche gerade hier eine ziemlich steile Anhöhe bilden. — Die ungeheuere Wasserfläche, welche sich in weiter Ferne mit dem Aether vermischt, die grünenden Obstgärten des Schweizerufers, im Hintergrunde von riesenmäßigen Gebirgen umgürtet, und heiter dem weinbepflanzten Hügellande der rechten Seite gegenüber stehend, vollenden hier auf einem Punkte ein Gemälde der Erhabenheit, Ruhe und Anmuth, dessen Anblick auch den Unglücklichsten wieder aufrichten muß.

Diesem Plätzchen vertraute Caroline ihren Kummer, und ihr thränenvolles Auge suchte oft mit Sehnsucht auf dem Wege zu haften, der sie bei jener gefahrvollen Fahrt ihrem Ludwig nahe gebracht hatte. Mit doppeltem Schmerze und unruhiger Eile suchte sie ihr Lieblingsplätzchen auf, als eines Tages die Laune ihres Vaters auf den unleidlichsten Punkt gestiegen war, weil Krönau schon seit ein paar Tagen seine Besuche ausgesetzt hatte. Mit geheimem Unwillen zog sie beim Eingange den Fuß zurück, als sie ihren heißersehnten Tempel

von einem Unbekannten besetzt fand, der, den Kopf auf die Hand gestützt, in tiefes Nachdenken versunken schien. Doch war ihr freudiges Erstaunen desto größer, als dieser, durch ihren Tritt aufmerksam gemacht, umblickte, und — Ludwig, den sie in weiter Ferne glaubte, vor ihr stand. Beide waren Statuen gleich vor Ueberraschung, und „Ludwig! — Caroline! — Sie hier?" die einzigen Worte, die sie vor Freude zu stammeln im Stande waren. Schüchtern wollte Caroline anfangs zurücktreten, als sie sich an den Unwillen ihres Vaters erinnerte; doch der Kampf zwischen Gehorsam und Liebe entschied sich schnell zu Gunsten der letztern, als Ludwig mit Ungestüm bat, zu bleiben, und ihm Alles, Alles zu erzählen, was sich seit ihrem Abschiede zugetragen hatte. Aber mit Schrecken entdeckte das Mädchen, daß Ludwig den rechten Arm in der Binde trug, und erfuhr von ihm auf ihre vielen Fragen, daß ihn ein junger Offizier, als er sich im Gasthofe zu Lindau einige Male um den Oberst Dohlen erkundigte, so heftig angefahren und ihn so ver-

ächtlich behandelt habe, daß es zwischen ihnen zu einem Duell gekommen sey; und dieser Offizier hieß — Krönau. Hoch erröthete Caroline bei diesem Namen, und entdeckte Ludwig ihr ganzes Verhältniß und ihren Widerwillen gegen denselben; Ludwig nahm sich den Muth, ihr seine innige Liebe zu gestehen, die sein Herz von ihrem Abschiede an bis jetzt erfüllt hatte, wo er, durch eine gefährliche Krankheit seines Vaters plötzlich von der Hochschule abgerufen, auf der Rückreise nach St. Gallen begriffen war. Auch Caroline konnte ihm nicht verschweigen, was ihr liebender Blick schon lange verrathen hatte, und die höher steigende Sonne beschien freundlich das lieblichste Paar, das sich je in diesem Paradiese ewige Treue schwur. Ludwig versprach, so oft es nur seine Verhältnisse erlauben würden, zurückzukehren; beide hofften, daß Zeit und Bitten endlich den Vater aussöhnen würden, und da sie sich so oft, als möglich, zu sehen hofften, so drang Caroline mit der ihrem Geschlechte eigenthümlichen Schüchternheit auf schnellen Abschied.

Ihre Wangen berührten sich zum ersten Mal, und es war Carolinen, als ob sie einen leisen Kuß auf den ihrigen gefühlt hätte; doch hatte sie nicht Zeit, sich hierüber zu besinnen, denn mit einem Uebermaße des Zorns im Gesichte stand der Oberst in diesem Augenblicke hinter ihnen, der, um seinen Unmuth zu zerstreuen, zufällig den Weg längs dem See hin eingeschlagen hatte.

„So, mein Fräulein,“ begann er mit erkünstelter Kälte, „sind das Ihre einsamen Morgenspaziergänge, auf denen die Schönheiten der Natur Ihre Bewunderung auf sich ziehen?“ — „Donner und Wetter!“ fuhr er zürnend fort, „hat dein alter Vater das um dich verdient, daß du ihn so schändlich betrügst? — Und Sie, mein junger Herr, eilen Sie, aus meinen Augen zu kommen, denn ich bin in der größten Verführung, mich an Ihnen zu vergreifen!“

Ludwig wollte antworten, aber schon hatte Dohlen seine Tochter fortgerissen, und eilte mit schnellen Schritten seinem Landhause zu;

verlassen und voll Unwillen stand Ludwig da, im Innersten gequält durch die Behandlung, durch den Verdacht des Obersten, grenzenlos unglücklich durch die Zerstörung seiner schönsten Hoffnungen, deren Erfüllung er freudig kurz zuvor entgegen sah. — Unglücklicher als er, war beinahe Caroline, die den Vater mit schnellen Schritten nach dem Landhause begleiten, und ihm von da unverzüglich nach Lindau folgen mußte. Dort angekommen, schickte er unverzüglich nach Krönau, der sich durch Krankheit entschuldigen ließ; leider setzte ihn aber ein allzudienstfertiger Bekannter sogleich von dessen Duelle mit Wehlau in Kenntniß, und belehrte ihn, daß ein tüchtiger Hieb im Gesichte die Ursache sey, warum Krönau sich seit einigen Tagen nirgends zeigen könne. Nun stieg die Wuth des Obersten aufs Höchste. — In drei Tagen, verlangte er, solle sich seine Tochter erklären, daß sie Krönau ihre Hand geben wolle, oder er würde mit ihr die Stadt verlassen, und einen fernen Aufenthalt wählen, daß sie wenigstens ihr landstreicherisches Ideal,

wie er sich ausdrückte, nicht mehr zu sehen bekomme. — Caroline willigte in Alles, nur in keine Heirath mit Krönau. — Der Oberst war nicht gewohnt, sein Wort zurückzunehmen; in drei Tagen stand der Reisewagen gepackt, Niemand wußte wohin, — Caroline am wenigsten. Ihre treue Freundin Bertha bat und beschwor den Obersten, er möchte ihr doch wenigstens seinen Aufenthalt entdecken. — „Ein Soldat muß schweigen können,“ war die Antwort. Der alte Korporal im Hause des Obersten, sein unzertrennlicher Gefährte, wurde mit Bitten und Fragen um ihren künftigen Wohnort bestürmt; allein, so sehr er das Fräulein und ihre Freundin bedauerte, er wußte diesmal selbst nichts von dem Geheimnisse; nur die ferne Vermuthung hatte er, daß der Oberst nach Straßburg ziehen könnte, weil er schon öfters gegen ihn seine Anhänglichkeit an diese Stadt geäussert hatte. — Nicht die heißen Thränen der beiden Mädchen beim Abschiede rührten den Obersten; nicht ihre dringenden Bitten, ihnen doch in der Folge einen Briefwechsel zu ge-

statten; sie mußten ohne Trost und ohne Hoffnung scheiden, jemals wieder von einander etwas zu hören. — Dumpf rollte der Wagen über die Zugbrücke, und Bertha beklagte zitternd ihrer Freundin trauriges Schicksal, das sie von Allem, was ihr lieb war, entfernte, und ihres gereizten Vaters verdoppelter Strenge unbedingt zu unterwerfen dachte. —

Trostloser als sie, war unterdessen Wehlau gewesen, der, obgleich von der plötzlichen Verbannung Carolinens nicht unterrichtet, sich von ihrem Vater schmählich verstoßen, und den seinigen an ein gefährliches Krankenbett gefesselt wußte. Kindespflicht spornte ihn an, zu dem letztern zu eilen. Mit zerrissenem Herzen langte er bei ihm in St. Gallen an, und fand denselben, einen der geachtetsten Beamten der Stadt, in einer hoffnungslosern Lage, als er sich zu denken gewagt hatte. Eine schmerzliche Krankheit, die seit einigen Monaten in seinem Körper wüthete, hatte ihn beinahe unkenntlich gemacht, und ließ für die Zukunft das Schlimmste befürchten. — Jeden Tag schien sich das Uebel zu verschlimmern,

und Ludwigs gute Mutter, die bisher allein des Kranken Pflege Tag und Nacht versehen hatte, drückte ihren Sohn weinend an's Herz, sich glücklich preisend, daß ihr der Himmel in ihm eine theilnehmende Seele zugesendet hatte. — Der Freiheit und Kraft athmende Jüngling war nun aus dem Himmel seiner Ideen gerissen, von dem Mädchen, das seine ganze Seele erfüllte, verbannt, und konnte an dem stillen Krankenbette seines geliebten Vaters, dem er Trost und Aufheiterung zu verschaffen sich bemühte, keiner Seele seinen Jammer entdecken. Mit edlem Eifer erfüllte er rastlos die Pflichten eines guten Sohnes, und hatte nach einem trauervoll durchlebten halben Jahre die innige Freude, seinen Vater wieder hergestellt zu erblicken. — Auf den Flügeln der Liebe eilte er nach Lindau, freudiger Hoffnungen voll, und erfuhr dort von Bertha, die er gleich bei seinem Eintritte erblickte, die niederschlagende Nachricht von der Entfernung Carolinens. Alle Nachforschungen Berthas über den Aufenthalt der letztern waren bisher fruchtlos gewesen; Ludwigs rastlose Er-

kundigungen waren eben so wenig von günstigem Erfolg.

Des Obersten Maßregeln waren klug genug getroffen, um sich den Forschungen aller Neugierigen zu entziehen. Wehlau reiste nach Straßburg, wohin ihn die Vermuthung, daß sich Caroline vielleicht dort aufhalten möge, mit unwiderstehlicher Kraft zog. Aber ach! unter allen niedlichen Gesichtchen, die er dort musterte, unter allen den vielen Unbekannten, denen er fest ins Antlitz sah, war keine Gestalt, deren Anblick ihn für seine Reise schadlos halten konnte; alle Fragen, alle Erkundigungen, die er über den Aufenthalt des Oberst Dohlen auf einander häufte, ließen ihn von Tag zu Tag das Abnehmen seiner Hoffnungen allzuschmerzlich fühlen. Und als nach vierwöchentlichem Aufenthalt endlich die Zeit vorhanden war, die ihn in das väterliche Haus zurückrief, da war aller jugendliche Frohsinn, alle Zufriedenheit an unserm Ludwig verschwunden. Was sollte ihm das väterliche Haus, was sein künftiger Beruf, was sollte ihm das Leben noch für Freuden bringen, wenn die Einzige, die sie

mit ihm zu theilen verstand, für ihn verloren war?

Geduldig trat er zu Hause seine geschäftige Laufbahn wieder an; aber seine frühere Lebhaftigkeit verkehrte sich von Tag zu Tag mehr in Gleichgültigkeit gegen die Ereignisse des täglichen Lebens, die ihm von seinen Umgebungen nur allzubald den Ruf eines stolzen Mannes und Sonderlings zuzog. Dessen ungeachtet erhielt er in kurzer Zeit ein öffentliches Amt, das seine ganzen Kräfte und alle seine Zeit in Anspruch nahm, und in düsterm Unmuthe brachte er seine Tage dahin. Ein schwacher Hoffnungsstrahl belebte ihn, als er in einem öffentlichen Blatte eine Aufforderung an die allenfalls unbekannten Erben einer verwittibten Frau von Dohlen las, welche in Leipzig verstorben war, und ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte. — Sie konnte eine Verwandte des Obersten gewesen seyn, — dieser konnte sich selbst in Leipzig einfinden, — seine Tochter konnte seine Reisegesellschafterin seyn, — die lange Abwesenheit konnte, wenn sie in Caroli=

nens Herzen noch keine Aenderung hervorgebracht hatte, doch den Groll des Obersten versöhnt haben, so lauteten die schwankenden Hoffnungen, welche sich Ludwig vorspiegelte, und durch welche er seinen gesunkenen Muth wieder aufzurichten versuchte. Er beschloß, nach Leipzig zu reisen. Aber das Glück hatte ihm einmal den Rücken gewendet; er wurde um eben diese Zeit als Abgeordneter zur Vollendung eines wichtigen Geschäftes in den Kanton Graubündten gesendet, welches seine Gegenwart wenigstens auf einige Monate unausweichlich erforderte. Mit schwerem Herzen reiste er dahin, und konnte nur die einzige Maßregel ergreifen, sich an einen seiner besten Jugendfreunde in Leipzig schriftlich zu wenden, und ihn um genaue Erkundigung und Nachricht über Dohlen's allenfallsiges Erscheinen daselbst zu bitten. — Auch von dort her erhielt er keine Antwort, und sein schwacher Hoffnungsstrahl war nun ganz verschwunden; zumal, da sich sein Aufenthalt in Graubündten wider seinen Willen dadurch verlängerte, daß er mehrere

Gegenden, als er anfangs glaubte, bereisen und persönlich besichtigen mußte.

Einige Stunden von Chur, nahe bei dem Flecken Tusis, bildet eine schauerliche Felsschlucht den Durchgang vom Domletschger- in das Schamserthal. Dieser Wildniß haben die Bewohner der Umgegend den Namen: „das verlorne Loch," gegeben, und ihre Lage ist fürchterlich genug, um denselben zu verdienen. Zwei Berge, das Beverin- und Mutterhorn, sind hier durch einen ungeheuern, auf beiden Seiten beinahe senkrecht aufsteigenden Riß getrennt, dessen Grund der pfeilschnell hindurchschießende Rhein bildet. Schwarzer Schiefer bekleidet die kahlen, blos hie und da mit einigen abentheuerlich hervorragenden Fichten bewachsenen Wände; blos ein kleiner Theil des Himmelsgewölbes ist dem Wanderer über seinem Scheitel zu sehen vergönnt. Der menschliche Geist hat auch hier das Unglaubliche bewirkt, und eine bequeme Heerstraße führt jetzt durch die ehemals beinahe unzugängliche Wildniß; ein schmaler, kaum für einen einzigen Fuß-

gänger Raum gönnender Pfad schlängelte sich damals die steilen Wände hinan, da am gefährlichsten, wo sich der Uebergang vom „verlornen Loch" zur sogenannten „via mala" befindet. Ohne irgend einen Anhaltspunkt schwebt man über dem gähenden Abgrund, während auf der andern Seite die riesenhafte Felswand ihr Haupt bis zu den Wolken erhebt.

Den Riß hinauf stieg Wehlau eines Tages mit einem Führer aus Tusis, nicht ohne innern Schauder, den er selbst als ein rüstiger und geübter Gebirgswanderer nicht gänzlich zu unterdrücken vermochte, weniger um sich selbst besorgt, als um ein paar Personen, die er von oben in die Schlucht herabsteigen sah, und von welchen ihm die eine eine weibliche Figur zu seyn schien. Man sah es deutlich, daß beide im Bergsteigen gänzlich ungeübt waren, und ihre Schritte von der größten Mühe und Aengstlichkeit zeugten. Nicht lange währte es, so hörte Wehlau ein ängstliches Geschrei um Hülfe, und sah über ihm ein Frauenzimmer beinahe rettungslos über dem Abgrund schweben, da es sich nur noch an eini-

gen Gesträuchen hielt, die sie in der Todesangst ergriffen hatte. Auch diese rissen, und sie wäre verloren gewesen, wenn sie nicht Wehlau mit männlicher Kraft und Geistesgegenwart in seinen Armen aufgefangen hätte. Doch auch er begann zu wanken, als er das halbleblose Geschöpf näher betrachtete, — es war Caroline. Der Oberst Dohlen, denn dieser war ihr Begleiter, hatte, als er seine Tochter fallen sah, vor Angst den Schwindel bekommen, und konnte weder vor- noch rückwärts. Wehlau schickte seinen Führer hinauf um ihm zu helfen, doch als er erfuhr, daß Caroline keinen erheblichen Schaden genommen habe, ließ er sich den Berg wieder hinanführen, da er um keinen Preis weiter hinabzusteigen im Stande war, und den ihm unbekannten Retter seiner Tochter bitten ließ, dieselbe nach Tusis zu bringen, wohin er durch einen Umweg auf der ehemaligen Saumstraße ebenfalls gelangen wollte. Wehlau suchte so gut als möglich Carolinen fortzubringen, welches jedoch nicht ohne viele Schwierigkeiten war; denn der freudige Schreck, den sie empfand, als sie die

Augen aufschlug, und sich in ihres Ludwigs Armen fand, hatte sie neuerdings einer Ohnmacht nahe gebracht. Doch erholte sie sich bald, und der Weg, den sie nach dem Entrinnen aus der schaurigen Felsschlucht bis Tusis zurückzulegen hatten, reichte beinahe nicht hin, sich ihre bisherigen Leiden, ihre Sehnsucht und ihre namenlose Freude zu schildern. — Caroline war seit der geheimnißvollen Abreise aus der Gegend von Bregenz, mit ihrem Vater in Mayland bei einer grämlichen, alten Tante gewesen. Sie hatte keinen guten Tag gehabt, alle ihre Schritte wurden bewacht, sie konnte nicht allein ausgehen, keinen Brief nach Deutschland schreiben, — das Leben war ihr verhaßt geworden. Ihr Vater hatte nicht aufgehört, Krönau anzupreisen, indem er nie die Hoffnung sinken ließ, sie zu einer Heirath mit ihm bereden zu können; zu spät sah er ein, daß er tauben Ohren gepredigt. Endlich hatte er sie aufgefordert, mit ihm nach Deutschland zu gehen, wo die bereits bekannte Erbschaftsangelegenheit seine Gegenwart erforderte. „Diesmal,“ sagte er, „reise ich zum letzten Mal

nach Deutschland; dann komme ich nach Mayland zurück, um da zu sterben; und nach meinem Tode kannst du, wenn du willst, deinem geliebten Hirngespinnste nachreisen, und deinem Vater in der Grube noch Leid zufügen, da du dich dessen bei Lebzeiten noch nicht schämtest."

Ohne Trost und ohne Hoffnung hatte Caroline diese Reise begonnen, und pries jetzt die Güte des Himmels, der sie durch den sonderbarsten Zufall an ihren liebsten Platz auf der Welt, an Ludwigs Seite, versetzte. Ihr Vater hatte sich's vorgenommen gehabt, den gefährlichen Steig in das „verlorne Loch" einzuschlagen, weil er diesen Weg in seiner Jugend einmal gemacht hatte, und seiner Tochter die Naturwunder dieser Gegend nicht genug anzurühmen im Stande war. Herrlich hatte sich die größte Gefahr in das größte Glück verwandelt; nur pochte Carolinens Herz noch in unruhigen Schlägen vor Erwartung, wie sich ihr Vater bei dem Erkennen ihres Lebensretters benehmen werde. Ihre Angst mußte bald verschwinden, denn der gehabte Schreck und die eigne Todesangst hatte

das Soldatenherz erweicht, der Undankbarkeit wollte sich der alte Oberst Dohlen nie beschuldigen lassen. — „Was Gott auf eine solche Weise einander in die Arme wirft, daß soll der Mensch nicht trennen,“ waren seine Worte, und er gab seinen Kindern den väterlichen Segen. — Zusammen reisten in kurzer Zeit alle drei nach St. Gallen, und als nach ein paar Monaten die reiche Erbschaft in Leipzig erhoben war, verband Gott Hymen das glücklichste Brautpaar. An die Rückreise nach Mayland wurde nicht mehr gedacht, und der Oberst bereute auch in seinen spätesten Jahren im Kreise seiner Kinder und Enkel nicht, daß er die Dankbarkeit über seine festen Entschlüsse hatte siegen lassen.

Das Felsengrab.

Der prächtige Hof Ludwigs XIV. begieng die Fastnacht-Lustbarkeiten in St. Denis. Der König, in allem Glanze seiner Hoheit, angethan mit einer Kleidung, deren Perlen- und Diamantenbesatz nebst den Kleinoden seines Huts den Werth von 10 Millionen betragen sollte, berührte am Morgen nach seiner Ankunft, einer alten Sitte gemäß, die zahllose Menge der Kranken, die sich vor dem Schloßhofe versammelt hatte. Er wandte sich mit der gewinnenden Huld, die sein Zeitalter an ihm pries, zu einem gelähmten Mütterchen, die gewöhnlichen Worte sprechend: „Der König berührt Euch, Gott wolle Euch heilen!" — als sein Auge von der Kranken auf ein junges Mädchen fiel, das, voll Mitleid im himmlischen Blicke, die Leidende unterstützte. Ludwig erstaunte über die Schönheit des jugendlichen Wesens, und sein leicht bewegtes Gemüth empfand den schnellen Eindruck, dem er

nie zu widerstehen gewohnt war. Er blickte einmal, und noch einmal zurück, nachdem die hülflose Kranke auf seinen Wink ein verschwenderisches Geschenk königlicher Huld von den neben ihm stehenden Hofleuten empfangen hatte, und im Augenblicke beflügelte sein Befehl zwanzig Diener, die dem demüthigen Gegenstande seiner Aufmerksamkeit folgen mußten.

Aber der König war nicht der Einzige, den die Jungfrau gefesselt hatte. Wenn er dem reichen Gärtner glich, dessen Auge vielleicht aus Laune, vielleicht aus Lust am Ungewöhnlichen, von der üppigen Fülle der Rose, von der Blumenpracht fremder Zonen, auf der demüthig-einsamen Feldblume verweilt, so sah dagegen Guttenstein, ein junger deutscher Künstler, der sich heute im zahlreichen Gefolge des Hofes befand, das Ideal seines warmen Herzens plötzlich verwirklicht ins Leben gerufen. Die jugendliche zarte Gestalt, so ätherisch und fein, mit dem Ausdruck freundlicher Milde im kindlichen Gesicht, schien ihm einer jener Engel, wie sie die Phantasie des Malers an das Ster-

bebett der Heiligen stellt, um ihnen den Weg in die Heimath der Liebe und des Friedens zu zeigen. Wie sie sich niederbeugte, und ihren Arm der Kranken lieh, ihre Schmerzen bei jedem Schritte mitzufühlen schien, konnte weder sein Auge, noch seine Seele von ihr scheiden. Er trat an ihre Seite, und bot mit schüchterner Bitte seinen Beistand an. Erstaunt, aber ohne Mißtrauen, richtete das Mädchen die großen blauen Augen auf den Unbekannten; wenig Schritte, wenig Worte, und sie waren sich nicht mehr fremd. Langsam gingen sie mit einander, — langsamer noch, weil der Jüngling das Ende des Weges fürchtete. Von ferne folgten die Späher des Königs.

Valeria war kaum 16 Jahre, unschuldig, unerfahren, heiter wie der Frühling, voll Wohlwollen und Vertrauen, glücklich in genügsamer Armuth, wenig wünschend und fröhlich hoffend. Aus Antwerpen, ihrer Vaterstadt, war sie, eine Waise, nach Frankreich gekommen, wo arme Verwandte ihr Obdach und Nahrung gaben; sie blühte unter ihren Augen auf, ohne daß der

Hauch der Liebe die zarte Pflanze erquickt hätte. Mangel und Sorgen hatten die Herzen ihrer Pfleger erkaltet, aber jedes Auge in dem kleinen Dorfe, das sie bewohnten, hatte ein freundliches Lächeln für die holde Valeria, und es gab keine Hütte, wohin sie nicht irgend einmal ein guter Dienst, eine kleine Gefälligkeit führte. So hatte sie heute die kinderlose Alte in den Schloßhof zu St. Denis geleitet, war vor Tage an die Arbeit gegangen, um ihren Pflegeältern die Zeit nicht zu rauben, hatte mit sanftem Trost der Leidenden zugesprochen, und mit Dankgebet die Gabe empfangen, welche die königliche Huld der Armen spenden ließ. Der hohe König, der angebetete Ludwig erschien ihr wie ein höheres Wesen; doch schnell erlosch der Eindruck seiner Größe und Herrlichkeit vor dem menschlichern Gefühle traulicher Zuneigung, das sich in ihr Herz schlich, während sie an Guttensteins Seite den Hinweg zurücklegte. In der Sorge für die arme Frau begegneten sich Beide, suchten Beide eine zarte Annäherung. Sie geleiteten sie in ihre Hütte, und nach einer glück-

lichen Viertelstunde unter dem niedern Strohdache verließ Guttenstein Valerien mit einem Herzen, das die Seligkeit des Himmels füllte.

Indessen war durch geheime Veranstaltung des königlichen Kammerdieners, Herrn Bontemps, Valerien und ihren Verwandten ein Platz bei dem Ringelrennen angeboten worden, das am nächsten Tage statt finden sollte, so kunstlos auf so schlauen Nebenwegen, daß selbst die kältern Alten nur ein erfreuliches Spiel des Zufalls in solcher Begünstigung sahen. Valeriens lebhafte Einbildungskraft ergötzte sich im Voraus an dem Niegesehenen, und eine leise Hoffnung zeigte ihr die befreundete Gestalt ihres neuen Bekannten unter den Zuschauern. In St. Denis, auf dem Platze vor dem Pomeranzengarten, war ein weites Feld mit Schranken umgeben, und mancherlei Ziele in Gestalt von Schlangen, Hydern und wunderlichen Mohrenköpfen aufgestellt. Erhöhete Sitze, kostbar behangen, liefen rund um die Schranken, hinter ihnen, noch höher gestellt, richtete sich ein Meer von Menschen, Kopf an Kopf, bald mehr, bald weniger begünstigt durch

einen glücklichen Standpunkt. Zu Valeriens kleiner schüchterner Gesellschaft hatte sich ein höflicher Mann gefunden, der sie mit kecker Zuversicht so weit vorgeleitete, als ihre geringe Sonntagskleidung gestatten mochte. Kaum athmend stand sie hier, die Augen erst ängstlich, dann muthiger umher sendend; ihr Führer verlor sich im Gedränge. — Was ist es doch, das die erste Liebe so oft wunderbar in Schutz nimmt, und still sehnende Herzen einander auf allen Wegen überraschend entgegen führt, daß sie freudig erschrecken, wenn ihr Gedankenbild plötzlich vor ihnen steht — daß sie noch mit Entzücken an solch unerwartetes Glück denken, wenn schon die kalte Hand der Zeit, die Härte des Schicksals, der Tod den süßen Zauber der Liebe gelöset haben? — So sah jetzt Guttenstein, indem er die Augen seitwärts wandte, in der Nachbarin, welcher ein Hofdiener neben ihm Platz gemacht hatte, das Mädchen, mit dessen Bild sein Herz und sein Pinsel seit gestern beschäftigt war. Noch bekannter stand sie heute vor ihm, denn er hatte ihre Züge auf Leinwand gezaubert, hatte in ih-

rer Nähe gelebt, ja die geheimsten Gedanken vor ihren klaren Augen ausgesprochen. Traulich grüßten sich Beide, der Genuß des Festes ward erhöht, da sie ihn theilten, und seine Erklärungen machten ihr das Fremde, das Unbegreifliche anschaulich.

Es war vier Uhr Abends, als die Königin maskirt, in einem prächtigen, mit Gold und Edelsteinen geschmückten Gewande erschien, in Begleitung der Mademoiselle, der Herzogin d'Enguien, und vieler andern Damen, die sämmtlich in türkischer Tracht und im blendendsten Putze waren. Sie hatten kaum die vornehmsten Plätze eingenommen, als sich die Hauptpforte der Schranken öffnete, und eine Schaar von Rittern mit acht Trompetern und zwei Heerpauken, geführt von dem Herzog von St. Aigean, herein ritt. Ihnen folgte der König selbst, mehr noch ausgezeichnet durch seinen hohen Stand, durch die Majestät seines Wesens, als durch die Kostbarkeit seiner Tracht. Er trug ungarische Kleidung, die mit Gold und Diamanten bedeckt war, von seinem Haupte weheten hohe Federn, und das

brausende Roß, das auf seinen Reiter stolz schien, war mit einer Decke voller Edelsteine, Bänder und Federn geputzt. Des Königs Bruder ritt dicht neben ihm, in türkischer Tracht, auf einem weißen Pferde, dessen Decke mit Perlen übersäet schien. In langer Kette reihten sich die Edelsten des Hofes ihnen an, alle in der Kleidung verschiedener Nationen, mit eben so viel Pracht, als Geschmack angethan. Acht Stallmeister auf den stattlichsten Pferden schlossen den Zug.

Vorübereilend grüßten jetzt beide Züge die Königin und die anwesenden Damen. Dann rannte der König zuerst, sammt drei Gefährten, mit dem Wurfpfeil na den aufgesteckten Mohrenköpfen, die andern Cavaliere folgten ihm nach, theils Wurfpfeile, theils Lanzen und Degen brauchend. Eben so begann der König den zweiten und dritten Gang, wo die Ziele mit Pistolen herabgeschossen, oder die Köpfe der Hydern und Schlangen in vollem Rennen abgehauen wurden. Die edle Haltung des Königs, die Leichtigkeit und Anmuth, mit welcher er

sein Roß tummelte, seine nimmer fehlende Hand, die spielend das Ziel traf, gewannen ihm den ersten Rang in dem lustigen Ritterspiel. Freudengeschrei erfüllte die Luft, wenn ein sicherer Schuß, ein siegender Stoß geschah, eben so laut ertönten Scherz und Lachen beim Mißlingen eines kecken Ganges. Zwischen jedem Rennen aber, während die Ritter sich rund um den abgemessenen Raum still hielten, die feurigen Rosse mühsam zur Ruhe zwingend, zeigten die Stallmeister mancherlei schöne Kunststücke mit ihren schulmäßig zugerichteten Pferden.

Alle diese Erscheinungen wußte Guttenstein dem fragenden, horchenden Mädchen an seiner Seite genügend zu deuten, freundlich zu erklären. Er sah mit innigem Vergnügen ihre staunende Aufmerksamkeit auf die Gegenstände um sie her, ihre Bewunderung der fürstlichen Damen, deren Schönheit sie begeistert pries, ohne zu ahnen, daß ihr Zuhörer sie selbst für schöner hielt. „Das ist der König,“ sagte Guttenstein flüsternd, auf Ludwig deutend,

„der glänzende Ungar mit dem wehenden Federbusch, der jetzt die Menge zu mustern scheint. Erkennt Ihr ihn? Sein Auge blickt gerade hieher.“

„O ich kenne ihn!“ entgegnete sie: „Ich sah ihn nur einmal, aber so dünkt mich, mußte ein König aussehen, kein Anderer konnte es seyn. Er bedürfte der Steine und des Goldes nicht. Aber wer sind die drei Andern, seine nächsten Gefährten?“

„Der Herzog von Orleans reitet das weiße Pferd,“ sagte Guttenstein, „Jener auf dem Rappen ist der Herzog von Enghuien. Der Dritte aber, der schöne Mann in persischer Tracht, mit den muthig funkelnden Augen, ist Graf Lauzun, dem ich angehöre. Er gilt Alles bei dem Könige, seine heitere Lebenslust macht ihn zum Günstling des Monarchen, wie des ganzen Hofes.“ „Und Ihr dienet dem Grafen?“ fragte Valeria schüchtern. „Ihr kamt also mit dem Hofe hieher, und seyd nicht, wie ich glaubte, einer der deutschen Herren, welche die Fastnachtslustbarkeiten nach Paris geführt haben? Ich sah Euch gestern früh mit einem von ihnen sprechen.“

setzte sie hoch erröthend hinzu, „und hörte Töne einer Sprache, die meine Vermuthung bestärkten.“

„Die deutschen Herren, die Ihr meint, sind mir ganz fremd,“ antwortete Guttenstein, „aber ein Deutscher bin ich allerdings, aus Salzburg gebürtig, und meines Vaterlandes herzlich eingedenk, selbst in der französischen Königsstadt.“

„O da nenn' ich mich Eure Landsmännin!“ rief Valeria lebhaft. „Eine Niederländerin bin ich, und ich denke, meine Heimath ist mit der Eurigen verwandt. Deutschland und Belgien verbindet der vaterländische Rhein, seine Bewohner sind Brüder. Ich war nur acht Jahre alt, als ich aus Antwerpen hieher kam, aber ich werde dennoch keine Französin.“

„Auch ich habe meine Vaterstadt früh verlassen,“ sagte Guttenstein. „Ein Knabe noch, und von armen Eltern geboren, trieb mich unbezwingbare Lust zu der Beschäftigung mit Pinsel und Zeichenbrett. Ich malte in dunkler Kammer alle Gegenstände, die ich sah, alle Gebilde meiner Phantasie, und selbst der Zorn meiner guten Eltern, die in diesem aufkeimenden Triebe

nur eine unnütze Spielerei sahen, vermochte mich nicht ganz davon abzuhalten. Damals kam Graf Lauzun in meine Vaterstadt. Er, ein junger reicher Herr, kaum zehn Jahre älter als ich, hatte mit einem Hofmeister die Gegend durchreist, und verweilte jetzt in Salzburg. Er bestieg einsam den Mönchsberg, und fand zu seiner Verwunderung auf der Höhe desselben einen ärmlich gekleideten Knaben, der eine Baumgruppe, nebst mehreren Menschen, ziemlich treu, wenn gleich roh genug, auf ein Blatt Papier zeichnete. Ihr errathet, daß ich der Knabe war. Der Graf redete mich freundlich an, ich ward sein Führer auf der weitern Wanderung, meine Offenheit ließ ihn schnell alle Verhältnisse meines jugendlichen Lebens überschauen. Schon am nächsten Morgen erhielten wir seinen Besuch. Mit edler Herzlichkeit bot er meinen Eltern seine Hülfe für das Talent an, das er in ihrem Sohn entdeckt haben wollte. Er nahm mich mit nach Paris, ich erhielt Lehrer in der Kunst, die meine Seele glühend liebte, ich zog, von ihm unterstützt, nach Rom; sah die Schöpfungen der großen

Meister, lernte von den unsterblichen Werken früherer Zeit. Meine Eltern waren indessen durch seine Wohlthaten in sichrer Unabhängigkeit, ein eignes Dach deckte sie, ihr geringes Gewerbe hatte sich in einträglichen Handel verwandelt, und sie vermißten die Hülfe meiner Hände nicht. So bin ich ihm jedes Glück schuldig geworden, und diene ihm gern, weil er mich ungern vermissen würde. Er ist der liebenswürdigste, großmüthigste Mann, der schönste und herrlichste an Ludwigs glänzendem Hofe.“

Ein Jubellaut unterbrach das Gespräch, lautes Beifallrufen feierte einen ritterlichen Sieg. Valeria und Guttenstein kehrten zur Aufmerksamkeit auf die Umgebung zurück, und der Rest des Turniers ward von ihnen schweigend angeschaut. Als der Abend anbrach, eilten die vier Ritter, der König nebst seinen Gefährten, zuerst nach dem Platz, wo die Königin mit den ersten Frauen des Landes saß, um sich von ihr zu beurlauben. So tief neigten sie sich vor den Damen, daß die hohen Federbüsche die Mähnen der Rosse berührten; anmuthig erwiederten die Ge-

grüßten diese Höflichkeit, und in schöner Ordnung zogen die Kämpfer von dem Schauplatze zu derselben Pforte hinaus, die sie eingelassen hatte. Aber, als der König, Lauzun an seiner Seite, zu der Stelle kam, wo Valeria stand, sah er zu ihr auf und senkte die Lanze, unmerklich nur, doch sein Blick deutete der heimlich Gefeierten an, wem die Huldigung galt. Des Grafen glänzende Augen folgten derselben Richtung, von seinem Feuerblick getroffen, wich das erglühende Mädchen hinter ihre Nachbarn zurück. Alles strömte nun auseinander, im plötzlichen Gedränge verlor Valeria ihre Gesellschafter, man drängte und trieb nach dem Ausgange, während ein anderer Theil der Menge mit der Nachricht, noch sey nicht Alles zu Ende, Widerstand leistete. Valeria vermochte dem Strome nicht zu widerstehen, der sie zu ersticken drohte. Da bot sich Guttenstein's starker Arm zu ihrer Hülfe an, er theilte die Menschenmenge, und führte das athemlose Mädchen ins Freie, wo sie sich allein fanden.

Die werdende Dunkelheit legte einen Schleier über die Gegend, und verhüllte bald den lärm-

vollen Platz, von welchem sie kamen. In süßem herzlichen Gespräch gingen sie weiter, bis nahe an Valeriens Wohnung. Hinter ihnen beschloß indessen ein Feuerwerk das Fest, es prasselte und zischte durch die Luft, Leuchtkugeln stiegen kühn bis zu den blassen Sternen auf, Feuergarben theilten sich hoch über den Wohnungen der Erde, und fielen, weithin glänzend, wie ein goldner Regen nieder. Valeria und Guttenstein standen still, und sahen das blendende Schauspiel schweigend an. Nur der Ton des lautesten Jubels, mit welchem das leichtbewegliche französische Volk jede neue Erscheinung begrüßt, hallte durch die Abendluft zu ihnen her, in ihrer Nähe herrschte feierliche Ruhe, und die Dämmerung schien sich von dort hierher geflüchtet zu haben. Immer ernster und nachdenkender wurden Beide, je länger sie schauten, je lauter der Freudenruf sie umtönte, je heller die Gegend vor ihnen gegen die nächtliche Düsterheit abstach, die sich um Valeriens nahe Heimath lagerte. Des Mädchens einfaches Gemüth glaubte sich von dem Uebermaß ungewohnter Genüsse gedrückt, sie sah in

den hehren Nachthimmel, mit einem Gefühle, das zu schön für die Trauer, zu ernst für die Freude war. Guttenstein verstand sich selbst besser, er wußte, was seine Seele bewegte, ein neues Glück, eine rührende Ahnung, es drängte ihn, sie auszusprechen, aber er vermochte es nicht, und geleitete stumm die sinnende Valeria bis an ihre Thüre.

Der Hof kehrte den nächsten Tag nach Paris zurück, und kaum hier angelangt, empfieng Guttenstein einen Auftrag von dem Grafen, der ihn auf mehrere Wochen aus Valeriens Nähe entfernte. Es waren nicht Befehle, nur freundliche Bitten, die Lauzun an seinen Liebling zu richten pflegte; die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit seines Wesens machte alle seine Umgebungen bereit, das Schwerste zu vollziehen, wenn er es wünschte, und Guttenstein, obwohl diesmal mit schwerem Herzen, trat sogleich die kleine Reise an, von der hier die Rede war. Nur so viel Zeit gewann er noch, die kranke Frau, Valeriens Nachbarin, zu besuchen, um ihr, wie zufällig, von seiner Abreise zu erzählen. Durch sie sollte

Valeria erfahren, was er ihr selbst nicht sagen konnte. Entwürfe für die Zukunft begleiteten ihn, wie eine liebe erheiternde Gesellschaft; denn selbst gegenwärtiges Glück kann nach einer Eigenheit unsrer Natur die Seele nicht so süß beschäftigen, als die Traumgebilde erfüllter Hoffnungen. Wir denken bei der prangenden Blume schon an's Verblühen, während wir uns mit kindlichem Sinn an der unvollkommenen Knospe erfreuen.

Graf Lauzun, der schönste, herrlichste Mann an Ludwigs Hofe, wie Guttenstein ihn nannte, besaß in diesem Augenblicke das ganze Vertrauen des Königs. Liebenswürdig, leichten, heitern Sinnes, offen, gefällig, ja großmüthig bis zur Verschwendung, von feinen adeligen Sitten, mit ritterlichen Muthe ausgestattet, war sein einziger Fehler vielleicht der Leichtsinn, mit welchem er zärtliche Bande knüpfte und zerriß, Herzen anzog und verletzte, Frauen vergötterte und verachtete. Selbst nie ohne geheime Liebschaft,

trug er eben so wenig Bedenken, Ludwigs Abentheuer dieser Art zu befördern, und derselbe Mann, der zornig erröthet seyn würde, hätte man ihm einen Betrug gegen einen andern Mann zugetraut, leitete ganz sorglos die Gewebe der Täuschung, die ein weibliches Gemüth bestricken sollten. Nach einem traurigen Maßstabe, den seine Umgebung ihm gab, beurtheilte er leichthin ein ganzes Geschlecht, dessen stiller Werth ihm nie erschienen war. Er glaubte nur an Eitelkeit und Hoffarth, an Gefallsucht und Schwäche, alles, was sich ihm entgegen stellte, hielt er für arge Kriegslist, und rühmte sich seiner zahlreichen Siege. Wenn er aber die Schwachen verachtete, haßte er die herrschsüchtigen gebietenden Schönheiten, und Madame de Montespan hatte an ihm einen entschiedenen, wenn gleich nicht offnen Widersacher, den es freute, ihrer immer regen Eifersucht zuweilen neue Nahrung zu geben. Sein leichtes Blut ließ ihn nicht bedenken, was er wagte, indem er ihr mißfiel, und ohne Furcht forderte er dieselben ungezähmten Leidenschaften zu seinem Untergange heraus, über die sich sein

beißender Spott so oft im vertrauten Kreise ergoß.

Der König hatte nicht sobald Valerien gesehen, als er seinen Günstling verstohlen auf sie aufmerksam machte, und mit großer Lebhaftigkeit seine Hülfe aufforderte, ihre Verhältnisse, ihre Sinnesart, die Menschen, von denen sie umgeben war, zu erforschen. Der spanische Gesandte, der eben jetzt in Paris eintraf, nahm Ludwigs Zeit in Anspruch, er mußte die Wünsche des Mannes über den König vergessen, und übergab jene seinem Vertrauten. Lauzun gieng mit gewohnter Leichtigkeit in das Abentheuer ein, und als sein Blick beim Umreiten des Turnierplatzes das junge Mädchen traf, und ihr Auge sittsam niedersank, fieng es an, ihn mehr als sonst zu beschäftigen.

Er wußte sich schon in den nächsten Tagen mit wohlersonnenem Vorwande bei den Ihrigen einzuführen, er wußte den Vorwand fortzuspinnen, daß er wieder und wieder erscheinen konnte. Scheinbar Valerien kaum beachtend, war doch nur sie der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit,

und wie fein, wie scharf beobachtete sein Blick! Aber auf dieses still heitere, kindliche Wesen paßte seine Weiberkenntniß nicht. Hier war entweder alles Schein, und das ungeübte Landmädchen beschämte im Durchführen ihrer Rolle die Damen an Ludwigs Hofe, oder es gab eine weibliche Würde, eine jungfräuliche Reinheit, die er nie geachtet hatte. Mit ihr vereinigt, ward die Schönheit ein Kind des Himmels, und zum ersten Mal sprach sie das leere Herz des Flatterhaften an.

Lauzun hatte eine Verordnung seines Arztes vorgegeben, der ihm in ländlicher Luft ein Glas warme Milch empfohlen habe, um einem Leiden der Brust zuvor zu kommen, und es schien, als sollte die erdichtete Krankheit dienen, eine andere tiefere zu heilen: das wüste Umherschwärmen ohne Liebe und Sehnsucht, mit erheuchelter Empfindung und erkünstelter Wärme. Denn mit jedem Trunk, den ihm Valeria freundlich-sittsam reichte, mit jedem Gespräch, daß ihre offne Seele entschleierte, erglühte seine Brust heißer von eingeathmeten Gefühlen, und er erkannte die oft entweihte, heilige Liebe, die durch

ihre eigne Anspruchlosigkeit sich von der unähnlichen Schwester unterschied. Er kam nun früher, und nahm später Abschied; der kleine Garten, in welchem die frühe Jahreszeit nur eben grüne Sprossen auferstehen hieß, ward ihm ein Paradies. Er dachte nicht mehr an den König, nicht mehr an seine Stellung nahe am Thron, nur Eine Angelegenheit hatte er, nur Ein Geschäft, die Gegenliebe Valeriens zu gewinnen. Der schöne stolze Mann, der nie vergebens geworben hatte, zagte jetzt zuerst, weil er wahrhaft liebte, aber aus Valeriens Augen schien ihm eine Zuneigung entgegen zu lächeln, die ihn besiegte. Mehr als dies glaubte er von ihrer sittsamen Scheu nicht hoffen zu dürfen, und baute auf diesen Grund ein Gebäude von Planen und Opfern, oft durchdacht, verändert, und nur mehr und mehr liebgewonnen, je schwieriger der ungewisse Ausgang ihn aus der Ferne ansah.

Es war eine Täuschung, die des Grafen Hoffnungen entflammte, doch die natürlichste, verzeihlichste von allen. Denn als er zuerst bei Valerien erschien, reichte sein Name, sein Wie-

derselben hin, ihr Herz zu rühren. Sie kannte ihn als Guttensteins Wohlthäter, sie hatte sein Lob aus dem geliebten Munde gehört, sie wußte, daß der Graf täglich mit ihrem Freunde lebte; er war nicht selbst die Sonne, aber er trug ihren Abglanz. Darum hatte noch kein Mann so freundliche Blicke in ihren Augen gesehen, und keinem war die schüchterne Jungfrau so herzlich entgegen gekommen, selbst Guttenstein nicht, weil die Liebe sich gern verbirgt, gern im Schleier, wohl gern in erborgter Tracht erscheint, während das unbefangene Wohlwollen sich sorglos kund giebt. Die Liebenswürdigkeit des Grafen, seine heitere, belebende Unterhaltung, seine Freude an der ländlichen Einsamkeit, das vertrauliche sichere Benehmen, das alle Fremdheit verbannte, und die stillen Träume, die er ihr hinterließ, wenn sein Pferd ihn hinweg trug, zauberten mehr und mehr Lust und Vergnügen auf ihr Gesicht, wenn sie ihn erblickte. Er hatte Guttenstein noch nicht erwähnt, viel weniger war sein Name von Valerien genannt worden; aber, wie in jedem Mädchenherzen eine

romantische Geschichte der Zukunft schläft, hatte auch ihr die Phantasie einen Faden gereicht, um das höchste Erdenglück daraus zu weben. Unbestimmte Bilder zeigten ihr Lauzun als Werber für seinen Liebling, er wollte sie erforschen, ob sie Guttensteins Liebe verdiene, er wollte die Braut dem Jünglinge zuführen, und so sein Werk vollenden. Worte, Blicke, Fragen wurden diesen Träumen angepaßt, und sie stimmten wunderbar mit ihnen ein. Keine Ahnung konnte der demüthigen Jungfrau zuflüstern, daß der glänzende Hofmann von seiner Höhe mit heißer Liebe, mit heißen Wünschen auf sie herabschaue; sie zeigte ihm unschuldig die wachsende Zuneigung, welche er ihr einflößte, eben weil ihre Seele so rein, ihr Herz so arglos war.

Indessen hatte Lauzun die Pflegeältern Valeriens genug kennen gelernt, um gewiß zu seyn, sie würden einem glänzenden Loose die Ruhe des Mädchens ohne Bedenken opfern, er hatte ziemlich offen gesprochen, ziemlich offne Antwort er=

halten, alles, um den empfangenen Befehlen wenigstens in Etwas Genüge zu thun. Auch Valeria erhielt leise Winke von ihren Verwandten: wie ihr Glück gemacht sey, und ein Schicksal, weit über ihre Ansprüche, sie erwarte. Sie deutete solche Reden auf ihre Art, entwich hoch erglühend in die stillste Einsamkeit, und dankte Gott inbrünstig für das nie geahnete unaussprechliche Glück. Lauzun traf nun Anstalten, seinen Plan zur Wirklichkeit zu bringen, er schmeichelte dem König mit dem nahen Gelingen seiner Unterhandlungen, während mit der höchsten Vorsicht vertraute Leute seine eigenen Aufträge empfiengen. Er war entschlossen, Valerien aus der Gefahr zu retten, die sie umschwebte, sie den Händen eigennütziger schlechter Menschen zu entreissen, er wollte sie zu sich erheben, und sie, wenn gleich unter dem Schleier des Geheimnisses, rechtmäßig besitzen. Aber an der Heimlichkeit dieses Anschlags hieng Lauzuns Glück, und er mußte alles anwenden, den Verdacht der That von sich zu entfernen. Schlau eingeleitet, sorgsam bewacht, in treuen ergebenen Händen, schien

nichts dem Entwurfe zu drohen, doch ein schar- fes Späherauge verfolgte schon längst seine Schritte, und er gieng in Banden, wo er sich frei zu bewegen glaubte.

Alles war bereitet, als Lauzun eines Abends bei Valerien erschien, um noch einmal — wie er wußte — zum letzten Male, den heilenden Trank aus ihrer Hand zu nehmen. Eine kurze Trennung stand ihm nun bevor, schmerzlich nach der lieben Gewohnheit, sie täglich zu sehen, aber durch den Gedanken des ungestörten Besitzes ver- süßt. Nachdenkend, in sich versunken, wie er es sonst nicht war, saß er an ihrer Seite; die mächtige Leidenschaft in seiner Brust, die jeden frühern Frevel an der Liebe rächte, drängte Ge- ständnisse auf seine Lippen, wie er sie oft schon, aber niemals so tief gefühlt, ausgesprochen hatte. Doch die Gegenwart fremder Zeugen machte jede Erklärung unmöglich, und er barg das glühende Feuer der Sehnsucht unter der herablassenden Gesprächigkeit des gefeierten Hofmanns. Länger als gewöhnlich zögernd, wußte er endlich Va- lerien zu ihren Pflanzen in den fernsten Winkel

des kleinen Gartens zu locken, um ihr vielleicht vor dem Abschiede den Schlüssel zu einem überraschenden Vorgange zu geben. Unbefangen stand sie vor den keimenden Blumenspitzen, und wies ihm lächelnd die zarten Knospen, während sein Blick auf ihr ruhte, und er nach Worten rang, die nicht mehr sagen durften, als die Vorsicht gestattete.

„Valeria," hob er leise, mit ungewisser Stimme an, „wenn diese Blumen blühen, werden alle schönen Stunden, die ich hier genoß, vorüber seyn. Ich bin heute zum letzten Mal hier; um Euch das zu sagen, verweilte ich so lange, aber verwahrt mein Abschiedswort als ein vertrautes Geheimniß."

„Ihr wollt uns nicht wiedersehen? Ihr wollt wohl Paris verlassen?" rief Valeria hochroth, und alles Blut wogte nach ihrer Brust, indem sie an Guttenstein, Lauzuns unzertrennlichen Gefährten, dachte. Der Graf sah mit Entzücken die verrätherischen Zeugen ihres Schreckens. Seine Arme hoben sich unwillkührlich, sie zu umfassen, aber die Nähe lauschender Beobachter

ließ ihn schnell die kalte ruhige Stellung wieder annehmen, mit welcher er sich zu den Blumen beugte.

„Hört mich einen Augenblick," sagte er, „aber keine Miene verrathe ein wichtiges Gespräch. Ihr seid hier von Gefahren umgeben, die ihr nicht kennt, nicht ahnet. Aber Ihr habt einen Freund. Eure Schönheit, Eure kindliche Unschuld, Euer stiller Werth haben ihn erworben, und auf ewig gefesselt. Wollt ihr mir vertrauen, Valeria, wollt Ihr Euer Loos in meine Hand legen, so rette ich Euch aus den Schlingen, die Euch unsichtbar umweben, so wahr mir Gott helfe."

„Herr Graf," antwortete das Mädchen, „Ihr erschreckt mich. Was könnte mich bedrohen in der Sicherheit ländlichen Friedens?"

„Blickt nicht auf," flüsterte Lauzun, „Ihr habt nicht gelernt, Eure Züge zu beherrschen. Habt Ihr Vertrauen zu mir?"

„Ich hatte es bis heute zu allen Menschen," erwiederte sie, „Ihr habt den Samen des Mißtrauens in meine Brust geworfen. Aber Euch

muß ich dennoch trauen, ich habe ein Zeugniß für Euch, das nicht lügen kann. Ihr seyd edel und großmüthig."

„Wohlan! so erschrick über nichts, was geschieht, so überraschend es Dir kommen mag. Schweige wie das Grab, und baue auf mich. Ich schwöre Dir, Dein Leben zu beglücken, und Deine sanfte Seele möge mich im Himmel verklagen, wenn ich den Schwur breche. — Fasse Dich, man unterbricht uns."

Schnell gefaßt wandte Lauzun das Gespräch, und zeigte den Herzutretenden ein Gesicht, worin keine Spur der lebhaften Rührung zu lesen war, mit welcher er eben gesprochen hatte. Valeria konnte ihm nicht nachahmen, sie blieb niedergebückt stehen, und mußte erinnert werden, des Grafen Abschiedsgruß zu erwiedern. Er schwang sich auf sein Pferd, und winkte ihr lächelnd mit dem wehenden Tuche. Sie glaubte geträumt zu haben, wenn sie an die Feierlichkeit seiner Worte dachte. Schlaflos vergieng ihr die Nacht, in Angst und Sorge zwei folgende Tage.

Lauzuns Vertraute beobachteten jede ihrer Bewegungen, und als sie am zweiten Abend ganz allein im Hause war, drangen bewaffnete Männer ein, und führten die Bestürzte flügelschnell durch Nebenwege in ein nahes Gehölz. Ihr Ruf verhallte ungehört, die Stunde war gewählt, die tiefste Einsamkeit begünstigte den Anschlag. Mit ehrerbietiger Höflichkeit ward sie zu einem bereit stehenden Wagen gebracht, den vier rüstige Pferde ohne Rast davon rollten. Zwei Reiter ritten voraus, zwei andere Männer nahmen auf dem Kutschersitz Platz, in eine Ecke des Wagens drückte sich ein zarter Jüngling, der sich ihren Diener nannte, und um ihre Befehle bat. Schrecken und Ueberraschung lähmten Valeriens Zunge, sie vermochte nicht zu fragen, was ihr bevorstehe, aber ein Strom von Thränen machten der gepreßten Brust Luft. Schwankend zwischen dem Gedanken, in ihrer Entführung ein Werk des Grafen zu sehen, und der peinlichen Furcht, der Gefahr zu erliegen, vor welcher er sie gewarnt hatte, sah sie zitternd die Gegenstände im Schimmer des Vollmondes

vor dem eilenden Wagen vorüberfliehen, und bekannte Gebüsche, befreundete Auen mit fremden neuen Gegenden wechseln. Zagend hob sie jetzt die nassen Augen auf, und traf auf das mondbeglänzte Gesicht des Knaben ihr gegenüber, der sie mitleidig anblickte.

„Es thut mir weh, Euch weinen zu sehen," sagte er mit einer angenehmen liebkosenden Stimme. „Ich glaubte, Ihr wäret belehrt, über nichts zu erschrecken, so überraschend es auch kommen möge."

Valeria erinnerte sich bei diesen Worten, die ihr junger Gefährte vorzüglich betonte, der ähnlichen Rede des Grafen. Sie fieng an zu ahnen, daß ihre Entführung sein Werk sey.

„Wenn ich Euch recht verstehe," sagte sie, „so bin ich in den Händen des Grafen Lauzuns, und ich sollte vielleicht ruhig seyn, da ich seinem Edelmuth vertraue. Aber ich bin ein unerfahrnes Mädchen, allein unter Männern; ich weiß nicht, warum ich aus dem Schooße der Ruhe entfernt werde, noch wohin man mich führt. Ihr seyd jung, doch ein männlicher Muth regt

sich schon in Eurer Brust, Ihr könnt nicht ahnen, was ich fühle. Sprecht, was veranlaßt Euern Gebieter, das Schicksal eines unbedeutenden Geschöpfs zu ändern, und was hätte mich daheim treffen können, das härter, grausamer gewesen wäre, als eine gewaltsame Entfernung von den Meinen?"

„Ich kann diese Fragen nicht beantworten," sagte der Knabe bescheiden. „Mein Gebieter wird Euch in Kurzem von Allem unterrichten. Seyd aber ohne Sorgen und trocknet Eure Thränen. Ihr werdet nicht lange die Gesellschaft entbehren, die sich für Euch ziemt. Wir bringen Euch zu einer würdigen Dame, wo es Euch wohl seyn wird, bis unser Herr selbst erscheint. O Mademoiselle, dieser Herr bedarf keines andern Beweggrundes um zu helfen, als daß Ihr Hülfe nöthig habt. Wollt Ihr seinen Edelmuth kennen, so fragt mich, den Knaben, den er erzog, den er der Krankheit, dem Tode abgewann, den Vertheiler seiner Wohlthaten. Ja, so jung ich bin, dieses Geschäft war es, worin ich ihm diente. Er sandte mich in die Hütten des Elends, ach!

es giebt deren viel in der prächtigen Königsstadt, und durch ihn stand ich oft wie ein Schutzengel am Sterbebette.

Des jungen Menschen Augen glänzten in überirdischer Freundlichkeit, als er diese Worte sprach, und des Mondes Licht verklärte es wunderbar. Valeria vergaß ihre Angst, indem sie ihm zuhörte, und fragte theilnehmend nach seinem Namen, seinem Alter, nach der Ursache der kranken Blässe, die sein jugendliches Gesicht überzog.

„Ich heiße Armand, Mademoiselle," war die Antwort, „so sollt Ihr Euern Diener nennen, denn das bin ich nach dem Willen meines Gebieters. Habt Geduld mit mir, meine Kraft ist schwach, aber gut der Wille. Seit der Graf sprach: Armand, du sollst ihr dienen, gehörte Euch mein Leben; jetzt weihe ich es Euch noch freudiger. Ihr gleicht dem Bilde, das mein Herz von Euch entwarf. Achtet mich nicht gering, wenn Ihr hört, daß ich nur 15 Jahre zähle. Das innere Leben wird nicht nach Jahren gerechnet, und die Frucht, die zeitig fallen soll, reift früher!"

„Armer Jüngling, Du bist krank? fragte Valeria.

„O nein, Mademoiselle,“ erwiederte Armand. „Ich war als Kind dem Tode verfallen, und ohne Pfleger, als der Graf mich dem Leben rettete. Jetzt fühle ich mich gesund, wenn gleich nicht so kräftig, als Andere meines Alters. Daher vielleicht stammt das seltsame Gefühl, das mich, leise wie Abendluft, umweht, die Gewißheit frühen Scheidens aus dieser schönen Welt, die stete Mahnung: ich sey hier nur ein Fremdling, und warte des Rufes in die Heimath!“

Valeria blickte schweigend, mit tiefem Mitleid, auf die lieblichen Züge des jungen Schwärmers; es kränkte sie, kein tröstendes Wort zu finden, das ihre Gefühle richtig gedeutet hätte. Allein Armand schien so wenig von dem Gegenstande des Gesprächs bekümmert, daß er nach einer kleinen Pause das Wort nahm, um ihr mit kindlicher Munterkeit von der nächtlich eingehüllten Gegend zu erzählen, durch welche der Weg führte. Als die Sterne erloschen, und der Morgen sich durch frischere Lüfte ankündigte,

beschlich das ermüdete Mädchen ein wohlthätiger Schlaf, vor welchem die unruhigen Gedanken wichen, denen sie bis jetzt sich hingegeben hatte.

Der Ort, wohin Valeria bestimmt war, ein Landhaus in der Nähe von Tour, lag abgeschieden, in halb verwilderten Gärten versteckt, deren Anlage so großartig als das ganze Gebäude war. Armand nannte die Dame, bei welcher er sie zu melden versprach, Madame de Lauzun, und freudig überrascht fragte Valeria, ob der Graf vermählt sey.

„Noch nicht," erwiederte Armand, indem er ihr tiefgebückt beim Aussteigen Hülfe leistete, und sie über einen weiten Rasenplatz führte, „aber er hat gewählt, und so glücklich, als er es verdient. Die Dame, zu welcher wir gehen, ist bejahrt, eine Verwandte des Grafen, die hier abgeschieden lebt. Sie ist bereits von Eurer Ankunft unterrichtet."

Eine Reihe prächtiger Zimmer, deren Ausschmückung an die Zeit Heinrichs IV. erinnerte, wurden Valerien geöffnet, und eine Kammerfrau bot ihr ihre Dienste beim Umkleiden an.

Armand ließ indessen mehrere Koffers heraus-schaffen, die alles enthielten, was zum Putz damaliger Zeit gehörte, und in Kurzem war Valeria von dem kunstlos geordneten Haarschmuck bis zum kleinen Schuh völlig verwandelt. Sie wandte nichts gegen die ungewohnte Veränderung ein, denn sie begriff wohl, was der Ort erforderte, an den ein seltsames Schicksal sie versetzt hatte, aber bescheiden wählte sie das einfachste Gewand, die Farbe, die am wenigsten strahlte, und ihre Hand versteckte hocherröthend einen reichen Schmuck, der ihr entgegen blitzte, vor den Augen der neugierigen Kammerfrau. Furchtsam, mit schlagendem Herzen, gieng sie dann der Zusammenkunft entgegen, die ihr bevorstand, hoffend und fürchtend, einen Aufschluß über ihr Hierseyn zu erhalten. Aber wenn gleich der freundliche Empfang einer würdigen Matrone ihr Herz beruhigte, und schon nach wenig Minuten Vertrauen an die Stelle der Sorge treten ließ, so konnte oder wollte doch Madame de Lauzun die Decke nicht völlig lüften, die über den Entwürfen ihres Verwandten lag, und Va-

leria betrat ihre Zimmer mit eben den Zweifeln wieder, mit welchen sie sie verlassen hatte.

Lauzun war jenes Mal kaum von Valerien zurückgekehrt, als er, seinem Plane gemäß, ein Uebelbefinden vorgab, das nach einigen Tagen zunahm, der Kunst der Aerzte spottete, und ihn an sein Bett fesselte. Sein Vorzimmer war bald voll theilnehmder Besuche, und der König selbst kam ohne alle Begleitung an das Lager des Scheinkranken, um ihn noch zu sehen, ehe er nach den Niederlanden aufbrach. Schlau hatte Lauzun diesen Zeitpunkt gewählt. Er konnte, so bald der König abgereiset war, seine Thür mit der Laune eines Kranken vor Jedermann verschließen, und während verschwiegene Diener den Schatten seiner Gegenwart bewahrten, heimlich, auf den Flügeln des Verlangens, zu Valerien reisen, um den Segen der Kirche über das gewünschte Band aussprechen zu hören. Ihr Verschwinden mußte absichtliche Flucht scheinen, darum gab Lauzun vor, sie von der Liebe des Königs unterrichtet zu haben, und er schmückte diese Erzählung mit der schmeichelndsten Beredt-

samkeit, mit den süßesten Hoffnungen aus. Zehn Uhr war es, als Ludwig huldreich von seinem Lieblinge schied, um mit Madame de Montespan zu speisen; der Graf, von dem peinlichsten Zwange frei, verließ das Bett, warf sich in einen reichen Nachtanzug, und las lächelnd die zahlreichen Beweise des Antheils, die den Nachttisch bedeckten. Briefe von zarten Frauenhänden, Liebe athmend, die er erst geweckt hatte, und nun verachtete, entglitten rasch seiner Hand, und beschämt gedachte er an die reine schuldlose Braut, der er nun das getheilte Herz ganz zu weihen beschloß. Er sah in die Mondnacht hinaus; der wohlbekannte Aufenthalt, den er ihr angewiesen hatte, stellte sich seiner Phantasie mit allem Reize einer verschwiegenen Einsamkeit dar. Mitternacht war vorüber, als er plötzlich durch ein Geräusch aus seinen Träumen gestört ward, wie es dem Zimmer des bedenklich Kranken nimmermehr hätte nahen sollen. Tritte von Gewaffneten, laut klirrend und ohne Schonung, heftiger Wortwechsel mit seiner Dienerschaft, und der Name des Königs, vor welchem Alles

verstummte, traf sein lauschendes Ohr. Die Thür ward aufgerissen, der Marquis von Rochefort trat ein, von dem königlichen Kammerdiener und dreißig Soldaten begleitet. Auf Befehl des Königs nahm Rochefort den Grafen gefangen, forderte seinen Degen und alle seine Schlüssel. Lauzun weigerte sich; seine geheimsten Schriften enthielten nichts Strafbares, aber allerdings Manches, was die Augen des Königs und der Vornehmsten des Hofes scheute. Sogleich wurden alle Schränke erbrochen, und Bontemps nahm die Papiere nebst Wechselbriefen und Kleinodien, ja selbst 15 weibliche Portraits, Zeichen der Liebe von wohlbekannten Damen, in Empfang, um Alles noch in dieser Nacht dem König zu überliefern. Stumm, ohne eine Aeusserung des Schreckens, ohne eine Frage, sah der Graf vor sich nieder; er behielt die Rolle des Kranken, und warf sich auf sein Bett, dem schmerzlichen Wechsel seines Schicksales nachzudenken. Die Soldaten blieben im Zimmer, und ihre schweigende Gegenwart hinderte den Gefangenen selbst an einem Gespräche mit seinen treuen Leuten.

Allgemeinen Antheil, allgemeines Erstaunen erregte Lauzuns Gefangennehmung. Niemand ahnete ihre Ursache, man vermuthete nur, daß der Haß der Montespan über ihn gesiegt habe, und ihre Wachsamkeit vielleicht einer gefährlichen Verbindung des Gefangenen auf die Spur gekommen sey. Aber hier war nicht von Staatsursachen die Rede. Die Wege des Grafen waren längst von seiner Feindin ausgespäht, sie wußte des Königs Wünsche, sie wußte, wie wenig sein Vertrauter für ihn gethan hatte, die heimliche Entführung Valeriens war ihr bekannt, in dem Augenblick, da sie geschah. Weit entfernt, dem Grafen ein Hinderniß in den Weg zu legen, oder zur Wiedererlangung der Nebenbuhlerin die Hand zu bieten, enthüllte sie nur mit schadenfrohem Triumphe dem König die Falschheit seines Lieblings, streute Vermuthungen ein, die ihn noch härter beschuldigten, und entflammte den reizbaren beleidigten Monarchen zur augenblicklichen Rache.

Als der Morgen anbrach, übergab Rochefort seinen Gefangenen dem Herrn v. Artagnan, der ihn

unter starker Bedeckung aus Paris führte, ohne daß irgend Jemand den Ort kannte, wohin er gebracht ward. Lauzun drückte sich in die Ecke des Wagens, er war blaß wie der Tod, er sprach nicht, und weigerte sich standhaft, eine Erquickung zu nehmen. Einer der nächsten Tage hätte ihn zu Valerien bringen sollen, jetzt war er auf dem Wege einer vielleicht ewigen Trennung von ihr, und er hatte sie in die fremde Welt gerissen, wie der Sturm eine Blüte verweht, weit von dem Boden, der sie nährte. Kein Wort mit einem seiner Vertrauten war ihm vergönnt, und ein grenzenloser Schmerz bemächtigte sich seiner bei dem Gedanken, daß die Einzige, der er mit wahrer Liebe anhieng, durch die Strafe der rächenden Nemesis einen Verräther in ihm sehen mußte.

Indessen war Guttenstein in derselben Nacht zurückgekehrt. In seines Herrn Wohnung eilend, erfuhr er staunend, was geschehen war, und weil die starke Wache jeden Versuch, den Gefangenen zu sprechen, unmöglich machte, durchwachte Guttenstein die finstern Stunden in dem Zimmer des Portiers, mit Planen beschäftigt,

wie sie Liebe und Treue ihm eingaben. Er sah die Anstalten zur Reise, und schickte sich sogleich an, von ferne zu folgen, in gewählter Verkleidung, mit dem Vorsatze, um jeden Preis dem Grafen ein Zeichen seiner hülfreichen Gegenwart zu geben. Daher, als man einige Stunden von Paris eine kurze Zeit anhielt, und Herr v. Artagnan seinen stummen Gefangenen im Wagen allein ließ, trat ein junger Mensch an den Schlag, mit zitterndem Tone ein Almosen begehrend. Lauzün fuhr auf bei dem Laut der bekannten Stimme, er sah in Guttensteins Augen, ein Strahl der Freude umleuchtete seine schönen blassen Züge, jedoch rings von den bewaffneten Begleitern umgeben, faßte er sich schnell, und zog die Börse, lange nach einer passenden Gabe suchend.

„Guttenstein!“ flüsterte er, „Dich sendet Gott! O daß ich eine Viertelstunde, einige Minuten nur, Dich sprechen könnte!

„Ihr seyd krank, oder scheint es zu seyn,“ entgegnete Dieser, „fordert Ruhe, fordert einen

Arzt. Wo Ihr verweilt, bin ich auch. Vielleicht findet sich Gelegenheit....“

„Was will der Bettler?“ rief ein Dragoner laut. „Fort! Ihr beschwert den Herrn.“

„Hier nehmt,“ sagte Lauzun, „es ist Alles, was ich habe, man hat mich der Mittel beraubt, den guten Willen der Menschen in Anspruch zu nehmen.“

„Der Himmel kann die Gabe vielfach vergelten,“ antwortete Guttenstein, indem er den Mantel des Grafen küßte, und ein Paket mit Wechselbriefen in seine Hand schob, die Jener eilig verbarg. Noch einen Blick, und der Bettler verlor sich unter der gaffenden Dorfjugend, um am Rande eines nahen Gehölzes sein Pferd wieder zu finden, das ein alter Diener des Grafen bereit hielt.

Lauzun warf nun allemal einen spähenden Blick auf die Umgebungen, so oft der Wagen hielt, und fast immer sah er Guttensteins wohlbekannte Gestalt von ferne, in irgend einer Beschäftigung, unter irgend einer Maske. Aber theils waren die Augenblicke zu kurz, theils ver-

eitelte der Zufall jeden Anschlag des Grafen zu der gewünschten Zusammenkunft. Er sah kein theilnehmendes Gesicht, dem er hätte vertrauen mögen, bis in Cravens, einem unbedeutenden Orte, wo das Nachtquartier bestellt war, ein niedliches junges Mädchen in der Thür des Gasthauses erschien, die mit auffallendem Mitleid sein blasses entstelltes Gesicht bemerkte, und für den kranken Herrn sogleich mehrere Helfer herbeirief. Schnell besonnen vermehrte Lauzun die Zeichen seiner Schwäche, er vermochte kaum auszusteigen, er gieng schwankend, und öffnete zum ersten Mal seit der Reise den Mund, um einen Trunk Wasser und Wein zu begehren.

Wohlgeübt in zärtlichen Blicken, richtete er bei dieser Bitte seine wunderschönen ausdrucksvollen Augen auf das mitleidige Mädchen mit einer Beredtsamkeit, deren Wirkung er kannte. Auch hatte seine Hoffnung ihn nicht getäuscht, denn im Hausraum auf eine Bank niedergesunken, sah er sie nach wenig Minuten selbst herbeikommen, um ihm den Trank zu reichen.

Ueberwältigt von Mattigkeit lehnte Lauzun seinen Kopf in die schützende Hand des Mädchens, und als sie sich mitleidig zu ihm niederbeugte, flüsterte er: „Wenn Du ein fühlendes Herz hast, so biete mir die helfende Hand, einen Freund zu sprechen, der unfehlbar hier anlangen wird. Merke auf, ich will Dir ein Zeichen geben, ihn zu erkennen." — „Der Freund ist schon da," sagte sie leise in sein Ohr, „und Ihr sollt ihn sehen, noch ehe es Nacht wird."

„Mein Gott!" fuhr sie lauter fort, „ich glaube, der arme Herr wird ohnmächtig. Helft mir doch, ihn auf sein Zimmer zu bringen, und ich will sogleich nach einem Arzte senden. — So klein der Ort ist, mein Herr, ich bringe Euch einen Arzt, der Euch helfen wird."

Lauzun blickte dankbar in die heimlich winkenden Augen des Mädchens, und ehe eine Viertelstunde vergieng, stand Guttenstein mit einer Arzneiflasche an des Grafen Bette. Er reichte ihm sein Mittel, verhieß einen ruhigen Schlaf, der auch bald nachher erfolgte, und entfernte alles im Vorzimmer, um die Nacht bei dem

Kranken zu bleiben, und sein Erwachen zu erwarten. Die Wache nahm vor der Thüre Platz, das einsame Zimmer schloß sich, und Lauzun breitete entzückt die Arme nach seinem Freunde aus.

„Laßt uns keinen Augenblick verlieren, um über Eure Befreiung nachzudenken,“ sagte Guttenstein. „Wagt es in Gottesnamen, unter meiner Gestalt, in meinem Mantel aus diesem Zimmer zu gehen, wenn der Tag anbricht. Wie wir die Entdeckung verzögern, bis mein Pferd Euch einige Stunden weit getragen hat, das ist es allein, wofür ich sorge.“

„Nimmermehr,“ rief der Graf so heftig, daß Guttenstein ihn ängstlich zur Stille mahnte, „nimmermehr solltest Du an meine Stelle treten, selbst wenn die Sache ausführbar wäre. Aber du vergißt die Verschiedenheit unsers Aeussern. Meine Länge würde mich verrathen, wenn ich niedrig genug dächte, einen treuen Freund in Gefahr zu setzen. Auch wäre es nicht ritterlich, das hübsche Mädchen, das uns half, in unsern Anschlag zu verflechten. Habe Dank für Deine Liebe, aber was Lauzun verschuldete, wird er

männlich tragen, hoffend, daß sein Glücksstern ihm eine Gelegenheit zur Freiheit bieten kann, die er mit Ehre benutzen darf. Zu einem andern Dienst habe ich Dich erkoren. Du befreiest mein Herz von seiner schweren Last, wenn Du gelobst, was ich fordere."

„Sprecht!" sagte Guttenstein. „Alles, was ich bin und vermag, gehört Euch."

„Ich habe ein Mädchen geraubt, das den Augen des Monarchen gefiel," fuhr der Graf fort, „das ist mein Vergehen. Sie ist bei meiner Cousine, Madame de Lauzun. Dort wollte ich ihre Hand in die meinige legen lassen. Noch weiß sie nicht, wie sehr ich sie liebe, und daß ich sie vor Allen, um die ich im flatterhaften Rausche warb, zur Braut erwählt habe. Du sollst es ihr sagen, sollst ihr mein Unglück melden, sollst sie beschützen, bis ich wieder frei bin. Führe sie nach Salzburg, bitte sie, meinen Namen zu tragen; sie ist Gräfin Lauzun, ist meine Wittwe, meine Erbin, wenn ich sterbe. Die Mittel, sie ihrem Stande gemäß erscheinen zu lassen, findest Du in meinem Büreau, links,

wenn Du an den dritten Löwenkopf drückst, in einem geheimen Fache. Guttenstein, ich vertraue Dir ein theures Pfand, und werde es bald aus deinen Händen zurückfordern. Das Glück war mir treu, so lange ich denke, ich kann nicht glauben, daß es sich ganz von mir gewendet hat. Gold und List werden mich aus diesen Banden befreien, und ich werde Dir und Valerien nacheilen."

„Valerien?" fragte Guttenstein mit ahnendem Schrecken.

„Das ist ihr Name," antwortete der Graf, „mit diesem Tone erwacht in meiner Seele das Ideal jeder Liebenswürdigkeit, jeder Anmuth. Es giebt schönere Frauen an Ludwigs Hofe, aber nur sie entspricht dem Bilde zarter Weiblichkeit, wie sie, mildernd und versöhnend, tröstend und erheiternd, neben dem starken Manne stehen soll. O ich habe nie geliebt, ehe ich sie liebte, ich habe die Seligkeit nicht gekannt, Gegenliebe zu wünschen und zu ahnen! Bei dem letzten Ringelrennen sah ich sie zuerst, der König selbst zeigte mir die bescheidene Jungfrau, wie sie, ihrer Reize

unbewußt, unter der Menge stand. Ich suchte sie auf, sie ist eine Waise, eine Niederländerin, die bei harten Verwandten ein trauriges Leben geduldig trug. Meine Liebe durfte ich ihr nicht gestehen, aber ich hoffe, ihr schuldloses Herz ist mir geneigt. Ich ließ sie davon führen, und würde jetzt in ihren Armen seyn, wenn mein Plan gelungen wäre. Dir übergebe ich nun mein Glück, Guttenstein, Dir vertraue ich die Braut. Sage ihr von meiner Liebe, male ihr meinen Schmerz, und ehre sie wie meine Gemahlin. Da, wo ich Dich fand, will ich Euch Beide aufsuchen. Der König wird nicht immer zürnen, meine Freunde werden für mich arbeiten, ich zähle deren viele, und schöne schlaue und mächtige Freundinnen. Möge mich ihre Gunst noch einmal umstrahlen, um dann auf immer in den Armen der reinsten Liebe vergessen zu seyn."

Guttenstein antwortete nicht, er stand erstarrt. Ein schmerzlicher Riß löste ihn von allen Hoffnungen des Lebens ab. Schön und herrlich erschien Valeriens Bild vor seiner Seele, aber es entschwebte ihm in unerreichbare Fernen. —

„Vergieb, mein Freund,“ sagte der Graf, „wenn ich eigennützig nur an mich dachte. Du schweigst und scheinst bestürzt. Lebt Dir ein Glück in Frankreich, das Du nicht verlassen kannst, so rede frei. Ich wünsche Valerien Deinen brüderlichen Schutz, aber nicht auf Kosten Deiner Ruhe.“

„Ich lasse nichts in Frankreich zurück,“ antwortete Guttenstein, „Euch und der, die Ihr liebt, weihe ich mein Leben. Doch, wie viel schöner wäre mein Schicksal, wenn Ihr mir vergönntet, Euch zu befreien. Entflieht! machet wenigstens den Versuch. Eilet zu der Braut, und laßt mich hier, für Euer Glück zu beten.“

„Kein Wort mehr davon, Guttenstein!“ erwiederte der Graf ernst. „Meine Ehre würde bei Dir zurückbleiben, und sie ist ein Kleinod, ohne das ich nicht zu leben gelernt habe. Noch eins! Armand ist bei Valerien, Du kennst ihn, und hast ein Herz, das schwärmende, leidende Kind sanft zu führen. Ich empfehle Dir ihn. Laß uns nun wirklich ruhen, die Morgensonne weckt uns bald, und kein Arzt soll je eine so vollkommene Kur verrichtet haben, als Du. Aber,

armer Arzt! die Sehnsucht der Liebe magst Du nicht heilen. Wenn Du sie siehst, Guttenstein, ihre reine offne Stirn, ihre seelenvollen blauen Augen, den liebreizenden Mund, das Lächeln mit sanftem Ernst gemischt, wenn Du ihre Stimme hörst, die zum Herzen dringt, wirst Du begreiflich finden, was ich selbst nie geglaubt hätte, daß ich auf ewig gefesselt bin.“

Guttenstein vernahm nichts mehr, er saß hinter den Bettvorhängen verborgen, die Augen mit beiden Händen bedeckt, als wolle er dem Bilde, das der Graf malte, den Eingang wehren. Schlaflos fand ihn der Morgen. Er nahm mit Thränen von Lauzun Abschied, schwur ihm, Valerien nicht zu verlassen, hüllte sich in seinen Mantel, und verließ Haus und Ort.

Neu gestärkt erwachte der Kranke, und wenn gleich Liebe und Sehnsucht nach der Braut mit ihm entschlummert war, nutzte er doch die kurzen Stunden, die er noch verweilte, ein freundliches Einverständniß mit seiner Helferin fortzuspinnen, das ihn ergötzte — für ihn ein leichtes Reise-

abentheuer, aber ein poetischer Erinnerungstraum in dem Leben des Mädchens.

Indessen verlebte Valeria manche Stunde in der Gesellschaft der alten Dame, und das Neue, Belehrende eines gebildeten geistreichen Umgangs zerstreute ihre Sorgen wenigstens auf kurze Zeit. Aber in ihren einsamen Zimmern wohnte die Unruhe, und empfieng sie sogleich, wenn ihr Fuß die Schwelle überschritt. Sie schlief nicht, sie dachte mit ängstlichem Herzklopfen an die Erscheinung des Grafen, die Armand ihr als ganz nahe ankündigte. Jeder ihrer Winke wurde von diesem treuen Diener belauscht und erfüllt; er stand hinter ihrem Stuhle, wenn sie mit ihrer Wirthin speiste, und wachte mit eifersüchtiger Vorsicht, daß keine andere Hand ihr einen Dienst leistete. Beschämt ertrug Valeria, was ihrer Bescheidenheit ein Vorrecht des höhern Standes schien, um so mehr, da sie, gesund und kräftig, den zarten Knaben lieber gepflegt hätte, statt sich von ihm bedienen zu lassen. Sie beobachtete

ihn genau, und es dünkte ihr, als ob das schmale Gesicht zuweilen fast geistermäßig bleich werde, und die klaren Augen den Glanz des Lebens verlören. Sie sah ihn besorgt an, wenn er hinter ihrem Stuhle stand, und ein großer Spiegel sein rührendes Bild verdoppelte. Wenig Augenblicke, und der Zustand einer sichtbaren Schwäche gieng vorüber, die dunkeln Augen glänzten wieder, die Wangen bedeckten sich mit matter Farbe, und ein heitres Lächeln versicherte Valerien auf ihre Frage, daß der Knabe nichts gelitten habe, ja nicht einmal wisse, was sie besorgt machte.

„Ihr seyd gut, wie ein Engel," sagte er eines Morgens, als sie ihn ernster befragte. „Möchte ich Euch doch erklären können, was Ihr wissen wollt! Es ist mir zuweilen, als ob ein leiser Nebelhauch alles Aeußere verhülle, und meine Sinne in einem nicht unangenehmen Taumel dahin schwänden. Ich fasse dann den nächsten Gegenstand mit fester Hand an, mit dem Gefühle etwa, das einem süßen Schlaf in Mittagsglut unter säuselnden Blättern vorangeht. Dann umschweben mich Bilder, seltsam, schön,

schauerlich — bis die Welt mich wieder an sich reißt, und mein Auge das Irdische wieder schaut. Oft schon bin ich den Bildern dieser Träume im Leben wieder begegnet, und neue Ereignisse haben mich wie alte Bekannte gegrüßt. Oft aber sinne ich vergebens, sie zurück zu rufen, sie zu deuten; nur ein banges Gefühl sagt mir, daß ein Unglück über mir schwebt.“

„Hänge solchen Gedanken nicht nach, lieber Armand!“ sagte Valeria. „Zerstreue Dich, suche jugendliche Gefährten, banne die Erscheinungen aus Deiner Seele, die ein fieberhafter Zustand erzeugt. Gott hat nicht gewollt, daß wir Künftiges wissen, es ist Sünde, nach dem zu forschen, was seine Hand verbirgt.“

„O Ihr habt gewiß Recht, antwortete er, und ich will Euch gehorchen, wenn ich kann. Aber ist es mir möglich, zu vergessen, daß meinem geliebten Herrn ein Unfall droht, oder ihn schon erreicht hat? Kann ich aufhören, über die wunderbaren Erscheinungen nachzudenken, die gleich scheuen Nachtvögeln in der Stille mich umflattern und ihre Fittiche entfalten, wenn ich sie ergrei-

fen will? Wir harren des Grafen, aber mich dünkt, er erscheint nicht, endlich kommt er an; ich fliege ihm entgegen, ich sehe in sein Gesicht, und nun ist es plötzlich ein Anderer. Guttenstein ist es, ein lieber, lieber Freund, aber sein Auge ist umwölkt, und sein Mund kündet Unheil."

Armand versank in Nachdenken, und Valeria erröthete bei dem Namen, den er nannte; sie hatte Mühe, ihre Bewegung zu verbergen. Keines von Beiden setzte die Unterredung fort; aber des Edelknaben ernstes Gesicht mahnte Valerien den Tag über immer an seine Träumereien, sie hoffte und zitterte ihrer Erfüllung entgegen. Als es Abend ward, stand sie einsam an ihrem Fenster. Die untergehende Sonne sandte tanzende Funken in das Marmorbecken auf einem großen Rasenplatz, und vergoldete den Wasserstrahl, der hoch und kräftig in die blaue Luft emporstieg. Valeria sah dem Spiele der schäumenden Fluth zu, wie sie den Rasen umher mit Perlen netzte, das Rauschen und Plätschern ward ein Wiegenlied für ihre Sorgen, und des Abends Ruhe

drang in ihre stillergebene Seele. Da hörte sie Armand's Stimme ausser dem Gitterthor, und an der Hand eines Andern trat er ein. Es war nicht des Grafen hohe Gestalt, nicht sein rabenschwarzes Haar; vertraulich lag seine Hand in der Hand des Edelknaben, es konnte nicht Armand's Gebieter seyn. Ihr Herz flüsterte ihr Guttensteins Namen zu, und die erste reine Freude zog in ihre Brust ein, seit sie zuletzt von ihm schied. Alle ihre stillen Hoffnungen waren erfüllt. Der Graf sandte Guttenstein, für ihn hatte er sie geborgen. Jetzt tönte sein Schritt auf der Treppe, er kam näher, banger schlug ihr Herz, sie vermochte nicht, ihm entgegen zu gehen. Er öffnete leise die Thür, sie sah ihn wieder! Aber die Freude blieb schüchtern in ihrer Brust, von mädchenhafter Scham treu gehütet, und nur still, wie gute Geister, lebten die Erinnerungen jenes Abends auf, wo sie, Hand in Hand mit ihm, dem lärmenden Fest entfloh, und ihm die heilige Glut der ersten Liebe weihte.

Guttenstein bedurfte aller gesammelten Stärke,

um die ersten Begrüßungen, das so lange erwartete Wiedersehen zu tragen. Er rang mit gewaltiger Kraft, und blieb Sieger seiner Erschütterung. Mit festem Tone sagte er Valerien, wie er im Namen des Grafen käme, um ihre Besorgnisse zu enden, und ihr die Wünsche seines Beschützers für ihre Zukunft vorzulegen. Aber sein Auge wagte nicht, in das ihre zu schauen, er mußte die Erinnerungen des Glückes meiden, wenn er nicht unterliegen sollte.

„O seid willkommen,“ unterbrach ihn Valeria, „ja, ich war sehr traurig, und voll Angst, aber Euer Anblick zerstreuet jede Furcht. Ihr seid ein Bekannter, ein Freund, aus Euerm Munde kann ich erfahren, warum ich den Meinen geraubt, und in die Fremde geführt ward. Euch will ich glauben, was ich Niemandem glauben kann, daß meine Pflegeältern Böses gegen mich gesponnen hätten. Madame de Lauzun sagte es, doch zweifelte ich noch. Böses zu glauben, wird mir so schwer. Ihr seid ein Deutscher! Deutscher Mund spricht wahr.“

„Es ist wahr, was Euch Madame de Lauzun

gesagt hat," erwiederte Guttenstein. „Ihr habt eben so wenig die lauschende Gefahr geahnet, als vielleicht die Stärke der Liebe, der Ihr Eure Rettung verdankt. Ja, Madame, der beste, der edelste Mann liebt Euch, der glänzendste und schönste Ritter an Frankreichs Hofe hat Euch zur Gemahlin gewählt. Vergönnt mir, für ihn um Eure Gegenliebe, um Eure Hand zu werben; er gab mir diesen ehrenvollen Auftrag, möchte doch meine Treue die unberedte Zunge begeistern. Er selbst hat Eure Rettung mit seiner Freiheit bezahlt, er geht in ein unbekanntes Gefängniß, und ich vermochte nicht, ihn zu befreien, so gern ich mein Leben gewagt hätte. Aber fasset Muth! Graf Lauzuns Sonne kann sich nur kurze Zeit unter Wolken verbergen. Das Glück, das ihm immer das Höchste, das Wünschenswertheste gab, wird ihn nicht verlassen, da er am Ziele steht."

Valeria hatte ihr todtenblasses Gesicht mit dem Tuche bedeckt, und der schrecklichste Kampf zwischen Liebe und jungfräulichem Stolz zerriß ihr Herz. Offen, ohne gekünstelte Weltsitte,

hatte sie sich nie bemüht, ihre Gefühle zu verschleiern, sie fürchtete, Guttenstein habe in ihrem Herzen gelesen. Und er warb nun um sie für einen Andern! Er, dessen Bild sie so treu bewahrte, daß die schimmernde Schönheit des Grafen es nie verlöschen konnte, er sprach zu ihr jetzt von der Liebe eines Andern, mit derselben Stimme, die alle süßen Täuschungen ihres Herzens aufrief. Kein anderer Gedanke konnte neben diesem Einzigen Platz finden, und vergebens strafte sie sich, daß Dankbarkeit und Mitleid gegen den Grafen so wenig über ihr Gemüth vermöchten. Die tiefe Stille, die nach Guttensteins letzten Worten herrschte, war ihr peinlich, sie glaubte, etwas sagen zu müssen, und konnte es nicht. Endlich begann er von Neuem: „Der Graf wünscht, Madame, daß es Euch gefallen möge, seinen Namen zu tragen; er gebot mir, in Euch seine Gemahlin zu ehren. Euch bittet er, mir in mein Vaterland zu folgen, bis er Euch von dort in das seinige zurück, oder nach einem andern Zufluchtsorte führen wird. Ich habe ihm geschworen, Euch nicht zu verlassen,

wenn Ihr mir das Glück vergönnt, als Bruder an Eurer Seite zu seyn. Morgen werde ich voraus reisen, Ihr möget mit Eurer Dienerschaft und Armand in einigen Tagen nachfolgen. Da Ihr das deutsche Land liebt, werdet ihr vielleicht gern in der reichen Natur der Umgebungen meiner Vaterstadt die Zeit verweilen, die Euch noch von einem schönern Glücke trennt."

„Und wir sollten wirklich Frankreich verlassen, ohne irgend etwas für ihn zu thun? Wenn ein armes unbemerktes Mädchen sein Unglück machen konnte, kann nicht Muth und Treue auch für seine Befreiung wirken?"

„Einen einzigen Weg gab es," antwortete Guttenstein, „wenn ich in den Händen seiner Wächter blieb; aber er verwarf ihn mit Unwillen. Alles Andere ist jetzt unzeitig. Die Bemühungen seiner Freunde würden nichts fruchten, so lange der Haß der Feinde wacht; er muß erst entschlummern, so wie die Leidenschaft, die des Grafen Urtheil sprach. So urtheilte er selbst, und gebot mir, keinen Schritt zu thun. Er ist mit den Mitteln versehen, denen nicht

leicht ein Hinderniß widersteht, und tausend andere trägt er in sich selbst, die Herzen zu gewinnen. Wahrscheinlich geht er nach Pignerol."

„O! das ist ein furchtbarer Name," rief Valeria, „den ich immer mit Schrecken gehört habe. — Guttenstein, es würde mich glücklich machen, das Unglück des Grafen in abgeschiedenen Klostermauern zu beweinen, und eine traurige Schuld unter dem heiligen Schleier zu bergen."

„Graf Lauzun beschwört Euch, für ihn zu leben," antwortete Guttenstein. „Er hegte die Hoffnung, Ihr würdet es wollen, und wo wäre das Mädchen, das ihm Gegenliebe versagen könnte? Der Gedanke, Euch ruhig in meiner Vaterstadt zu wissen, sich dort mit Euch zu vereinigen, die Gewißheit, daß Ihr den Rang, die Güter des Lebens genießt, die seine Liebe Euch bestimmte, erhellt ihm einen dunklen Kerker. Wollt Ihr ihm dies Alles rauben, ich darf's nicht hindern, aber trauern muß ich, daß mein Mund so schwach für meinen Wohlthäter sprach, und sein Vertrauen größer war als meine Kräfte." —

„Ich werde die Befehle des Grafen befol-

gen," sagte Valeria, indem sie muthig die Augen auf Guttenstein richtete, „Gott zeigt mir den Weg, den ich niemals für den meinigen gehalten hätte, ich will ihn gehen, wohin er auch führen mag. Laßt mich jetzt allein. Ich habe viel mit mir selbst zu berathen. Zur bestimmten Zeit werde ich bereit seyn, zu reisen."

Valeria erschien nicht bei der Tafel, und sah Niemand mehr an diesem Abend. Die schlaflose Nacht, die ihm folgte, hatte das jugendliche Mädchen um Jahre gereift, den Frühling des Lebens plötzlich in den herbstlichen Frost späterer Jahre verwandelt. Das Ideal der Liebe war gestorben, und auf immer mit seinen welken Blumen bedeckt. Pflicht und herzliche Dankbarkeit nahmen die Stelle in dem verwundeten Herzen ein.

Guttenstein war mit der Morgenröthe abgereiset, und hatte Armand seine Verordnungen für die Nachfolge hinterlassen. Als Valeria aus ihrem Zimmer trat, stürzte der Knabe ihr entgegen, ihre Hände mit leidenschaftlichem Feuer küssend, indem heiße Thränen seinen Augen entströmten. „O, meine Ahnungen hatten Recht,"

sagte er, „ich habe meinen Herrn verloren! Aber Ihr seyd ja sein Eigenthum, Ihr seid es, die er liebt. Nehmt Huldigung und Gelübde von Euerm Diener an, und bleibt ihm eine gnädige Gebieterin.“

„Ich kann Dir nicht ersetzen, was Du beweinst, armer Jüngling,“ entgegnete Valeria. „Aber es wird mir wohl thun, wenn Du mir in das fremde Land folgst, wohin ich gehe.“

„O überall hin, bis in den Tod!“ rief Armand. „Du sollst ihr dienen, sagte der Graf, denn sie ist meine Liebe, und wird meine Gemahlin seyn. Wie stolz und glücklich war ich, daß er eben mich wählte! Nicht tiefer würden meine Kniee sich vor der Königin beugen, als vor der edlen Dame, die mein Gebieter zur Braut erkohr.“ —

Von Madame de Lauzun gesegnet, verließ Valeria am nächsten Morgen das Schloß. Die Diener, die sie hieher geleitet hatten, machten ihr Gefolge; überall fand sie Spuren von Gut-

tensteins zarter Vorsorge. Frankreichs Grenze blieb hinter ihnen, und Armand schied von ihr mit lebhafter Rührung. Aber Valeria fühlte nichts bei der Veränderung des Himmelsstriches. Wohin sie auch gehen mochte, sie konnte kein Glück hoffen, und ließ keines zurück. Sie hatte Deutschland geliebt, weil es Guttensteins Vaterland war, und wenn sie an Frankreich dachte, bot es ihr nur die Erinnerung seiner ersten Annäherung, ihrer Hoffnungen und ihres Unglücks. —

Das kleine Haus, das Guttensteins Eltern in Salzburg besaßen, lag in der Nähe des Findelhauses und des lieben Frauenthors, und lehnte gleich der ganzen Reihe, zu welcher es gehörte, an einem hohen Berge. Hierher führte Guttenstein Valerien zuerst, während, dicht neben dieser bescheidenen Wohnung, eine geräumigere prächtig für sie ausgeschmückt wurde. Den Befehlen des Grafen gemäß durfte hier nichts fehlen, was den Reiz des Lebens erhöhen konnte. Guttenstein gebot über das ganze große Vermögen seines Herrn, das ausserhalb Paris angelegt war, und jetzt von ihm nach Deutschland gezogen ward. —

Valeria erstaunte, als sie durch die fertigen Zimmer gieng, indem Guttenstein das Mangelnde zu entschuldigen suchte.

„Wir sind nicht in Paris,“ sagte er, „und keine französische Künstlerhand hat die Wände geziert, aber ich besaß das Bild des Grafen; es wird Euch in Euerm Wohnzimmer begrüßen.“

„Es ist alles zu schön, zu reich für mich, Herr Guttenstein,“ antwortete sie. „Mir war wohler bei Euern Eltern, als in diesem Palast. Aber ich danke Euch.“

Eine tiefe Verneigung beurlaubte den Führer an der Thür des Wohnzimmers, denn es war Valerien unmöglich, mit ihm vor Lauzuns Bilde zu stehen. Freundlich, in seiner ganzen männlichen Schönheit, lachte es ihr von der Wand entgegen, und alle gewinnenden Worte, die er jemals zu ihr sprach, schienen seinen Lippen zu entschweben. Sie wußte jetzt, was sie nie geahnet hatte, daß er sie liebte, sie heiß genug liebte, um Rang und Glück mit der niedrig Gebornen zu theilen. Aber so befangen blieb ihr Herz, daß sie jetzt ihm gegenüber in

Thränen ausbrach, die nicht seinem Verluste galten.

Auf der Reise, in der ganzen Zeit, wo Valeria Guttenstein nicht sah, hatte sie zitternd an das öftere Beisammenseyn mit ihm gedacht; sie fürchtete den traulichen Ton der Freundschaft, seine Stimme, seine Blicke, die Erinnerungen an vormals, und waffnete sich mit aller Kälte, deren sie fähig zu seyn glaubte, ja mit jenem Stolz, von welchem ihr anspruchloses Gemüth nichts wußte. Aber kein Laut, kein Wort, keine Miene Guttensteins erinnerte an den frühern Bekannten; mit der Unterwürfigkeit, die Lauzuns Gemahlin gebührte, nahte er ihr, ernst und zurückhaltend war seine Anrede, und es dünkte ihr zuweilen, es sey Alles, was ihre Seele füllte, ein Traum gewesen. Sie hatte Wochenlang mit ihm unter einem Dache gelebt, war bei seinen Eltern im kleinen Kreise an seiner Seite gewesen; er blieb sich gleich. Nur die Einsamkeit, die Phantasie malte ihr den frühern Freund; er war ein Anderer, ein Fremder. Doch wie sehr sie auch die Möglichkeit eines sol-

chen Betragens gewünscht haben mochte, es gab ihr nur den unendlichsten Schmerz. — Muß denn Alles vergessen seyn, fragte sie sich oft leise, auch die reine Freundschaft, das unschuldige Wohlwollen, und wenn ich vom Glücke scheiden mußte, soll ich auch die Erinnerung, den Schatten des Glück's verlieren? — —

Valeria hieß nun Gräfin Lauzun, und lebte in ihrer prächtigen Wohnung von Dienern und Frauen umgeben. Aber sie war eine Einsiedlerin, und eignete sich von den Gaben des Glück's so wenig als möglich an. Die schönen Kleider, die Armand aus Paris für sie mitgebracht hatte, lagen ungebraucht; der kostbare Schmuck ward verschlossen; sie trug ein schwarzes Kleid, ihr braunes Haar ohne alle Zierde; keinen Umgang knüpfte sie an, so viel Gelegenheit sich ihr bot, sie bewohnte nur ein Zimmer, während die schönen Säle verlassen standen, und von allem Ueberfluß genoß sie selbst nichts, als die Freude des Wohlthuns. Ein Spaziergang mit einigen ihrer Frauen, oder mit Armand, ein Besuch bei Guttensteins Eltern oder bei den Nonnen eines nahen

Klosters, waren ihre Erholungen. Ohne einen Wunsch nach Jugendfreuden, kannte sie keine liebere Gesellschaft, als das greise Ehepaar, Guttensteins Eltern. Siebenzig und sechszig Jahre alt, giengen diese muntern Alten Hand in Hand den Weg zum Ziele, so glücklich im Nachgenuß eines nützlichen Lebenstages, als hoffnungsvoll durch den Blick in die Zukunft. Guttenstein war das jüngste und einzig übrige Kind von einer zahlreichen Familie, sein Wiedersehen verjüngte die alten Leute, und wenn sie, wechselnd ihn, und dann Eines das Andere liebend anschauten, sprach die Mutter fromm den Wunsch aus, nun bald, und mit dem Lebensgefährten zugleich, in eine bessere Welt gehen zu können. Valeria, die keine Mutter gekannt hatte, schloß sich mit inniger Liebe an die Alte an: bei ihr allein zeigte sie den Reichthum ihres Herzens, der jetzt unter stummer Kälte verschlossen lag. Guttenstein fand sie selten, und dann nur auf Augenblicke. Er widmete sich ganz seiner Kunst, malte in seinem Zimmer, oder auch in dem Kloster unsrer lieben Frauen Ka-

pelle, nahm Gegenden auf und verlor sich auf tagelangen Wanderungen in den Bergen und Thälern umher.

Auch Armand war stiller und bleicher, seit er den neuen Wohnort betreten hatte. Gleich der erste Anblick der Gegend, wohin Guttenstein den ankommenden Wagen geleitete, machte einen seltsamen Eindruck auf den Jüngling. Er starrte mit weit geöffneten Augen den Gipfel des Berges an, der hoch über die Häuser der Strasse sein Haupt erhob; er betrachtete alles umher lange, genau, und versank in tiefes Sinnen. Lachend zogen seine Gefährten, die andern Diener, ihn endlich ins Haus, aber er setzte sich still auf einen Stein an der Thür, schlug beide Hände vor die Augen, und glich einem Schlummernden. Guttenstein weckte ihn endlich. Er sprang auf, schien sich zu besinnen, hohe Glut bedeckte sein blasses Gesicht.

„Ich habe wohl meinen Dienst vergessen, lieber Guttenstein," sagte er, „und Andere haben ihn nun gethan. Aber Guttenstein, man kann doch nicht ohne Grauen sein Grab sehen, ob

man auch Jahrelang an seinem Rande gewandelt hätte: Ich stehe auf meinem Grabe.

„Wunderliche Träume,“ sagte Guttenstein, „Deine schwärmerischen Besorgnisse werden Dich tödten, ehe es die Natur gewollt hat.“

„O nein, lieber Herrmann,“ antwortete Armand, „ich fürchte den Tod nicht. Er hat so oft an meinem Lager gestanden, mild und lächelnd, wie ein Gespiele. Wenn ich aus leichtem Schlummer erwache, fühle ich, wie er davon rauscht, und im Entschweben flüstert er mir zu: Du wirst im Frühling vergehen, ehe Herbst und Winter einbricht. Aber nie habe ich ihn so deutlich erblickt, als in dem Augenblick, wo ich diese Stadt sah. Auf jenem Berge, der über uns die zackige Spitze erhebt, stand er, in leuchtende Wolken gekleidet, und winkte mir zu; seine Fackel erlosch, er neigte sich zu mir nieder, und der Berg sank mit ihm, Alles weit umher verhüllend. Frühere Traumgebilde wurden wach, Töne umsäuselten mich, die ich schon kannte, ohne doch ihre Deutung zu wissen. Nun verstand ich Alles, und ein großer Gedanke stieg

aus dem Nebel auf: Hier wird Dein Ziel seyn!" —

Guttenstein bemühte sich vergebens, den Jüngling von diesen Gedanken abzuziehen, und wenngleich die südliche Lebhaftigkeit seines Wesens sie nach und nach zerstreute, so blieb doch ein Grund von düstrer Schwermuth in ihm zurück, der ihn von den Genüssen der Jugend ausschloß. Sehnsucht nach dem Vaterlande, und Kummer um seinen Herrn, mehrten diese Schwermuth. Er lernte die deutsche Sprache nicht, die Valeria bald verstand und sprach, und dieses Mittels zum geselligen Verkehr beraubt, war er einsam unter Menschen, auf die wenigen beschränkt, die ihn in seiner Mundart anreden konnten. Mit Entzücken vernahm er solche Töne, wenn sie zufällig sein Ohr trafen, seine blitzenden Augen, die Glut seiner Wangen, das Feuer, mit welchem er den sonst stummen Mund öffnete, zeigten von seiner Liebe für das Land, das er verlassen mußte. Wenn er mit Valeria den Mönchsberg, ihren liebsten Spaziergang, besuchte, wandte er sich immer nach der Gegend, wo Frankreich lag, und während alle Andern die

Reitze der hier sie umgebenden Natur bewunderten, trug ihn die Phantasie über Thäler und Höhen in die Heimath.

„Und Du bist so stumm, Armand?“ sagte Valeria einst, als die Sonne in Purpurglut auf der Bergkette glänzte, die Salzburg auf drei Seiten umgürtet. — „Du hattest ja sonst eine kindische Freude an jedem malerischen Baume, an jedem blühenden Strauche. Du wußtest mir in der ersten Nacht, als ich traurig Dir gegenüber saß, die dunkle Gegend zu malen, und Dein Pinsel war in die Farbe der Liebe getaucht.“

„Ach, Madame,“ erwiederte er, „das war in Frankreich, und ich sprach von meinem Vaterlande. Es giebt nur ein Frankreich auf Erden, und keinen Franzosen, der unter anderm Himmel sich glücklich fühlt. Ich sehe die Berge, die Flüsse, die Thäler, mir scheinen sie nur den weiten Raum zu bezeichnen, der mich von dort trennt, wohin ich nie zurückkehren werde. Ihr selbst, Madame, seyd hier nicht, was Ihr daheim waret. Eure Wange ist blässer, und Euer Auge trüber, seit wir im Norden sind.

Auch Guttenstein, der doch in der Heimath ist, war in Paris ein anderer, ein fröhlicherer Mensch. Seit er unter den ernsten Landsleuten lebt, hat er den Scherz und das Lachen verlernt. — O du heitere glänzende Sonne, wie strahlend gehst du morgen den Glücklichen auf, die das herrlichste Land der Welt bewohnen!"

„Kehre heim," sagte Valeria, „ich gebe Dir die Erlaubniß dazu. Du nennst mich ja deine Herrin, wohlan! ich sende Dich nach Frankreich. Wer das Glück irgendwo zu finden weiß, ach! der säume doch keinen Augenblick. Es gibt Menschen, die in Deiner Heimath nicht zufriedener erwachen würden, als in einer Wüste."

„Ihr wollt mich strafen!" rief Armand aus, und ergriff ihre Hände. „Ich liebe mein Vaterland, aber Euch liebe ich mehr, und nimmer würde ich Euch verlassen, es sey denn im Dienst und auf Befehl des Grafen."

Es war wenige Tage nach dieser Unterredung, als Armand Guttensteins Thür öffnete, nachdem

er auf sein Klopfen keine Einladung zum Eintritt empfangen hatte. Ein lebensgroßes Bild stand vor dem Künstler, auf welchem der staunende Knabe die Figur Valeriens, von leichten Wolken getragen, ganz vollendet erblickte, während alles Uebrige noch undeutliche Anlage war. Guttenstein bemerkte den Kommenden nicht, er war im Anschauen des Bildes verloren, und der Ausdruck seines Gesichts sprach deutlich über die Gefühle, mit welchen er es betrachtete. Lange stand Armand unbeweglich; nur selten waren seine Gedanken ganz bei seinen Umgebungen, und Niemand hatte weniger Forschungsgeist als er, aber einzelne Züge sammelten sich jetzt zu einem Ganzen, das wie ein Wetterleuchten seine Seele erhellte, und grelles Licht auf die wahre Ursache des finstern Ernstes warf, den er lange an Guttenstein bemerkt hatte. Er erglühte mit kindischer Lebhaftigkeit bei dem Gedanken, das Eigenthum seines Herrn durch frevelnde Wünsche entheiligt zu sehen; alles Andere schwand aus seiner Seele, er warf die langgehegte Freundschaft ab wie ein brennen-

des Gewand, und stand plötzlich, gleich dem Engel des Paradieses, vor dem erschrockenen Künstler.

„Guttenstein,“ rief er aus, „warum maltest Du dies Bild? Warum schaust Du es mit solchen Blicken an, in der Stunde der tiefen Einsamkeit, wo die Sonne Dich noch kaum belauscht? Was fühlst Du für die Gräfin, für die Braut Deines Herrn? O daß ich solche Fragen an Dich richten muß! Du warst mir ein Vorbild auf dem Lebenswege, meine Seele hieng an Dir, wie an dem ältern Bruder. Ich sah Dich leiden, und litt mit Dir, fragen mochte ich nicht, was Dir fehle. Jetzt weiß ich es, Alles wird mir klar, hundert Zeichen treffen zusammen. Eine strafbare Liebe wohnt in Deiner Brust, und du nährst sie, statt sie zu bekämpfen.“

Guttenstein starrte den glühenden Knaben verwundert an, bis er traurig schwieg, dann nahm er ernst und eintönig das Wort: „Du thust mir Unrecht, Armand, doch Du bist ein Schwärmer, bist ein Kind, und Deine Schwärmerei für die Tugend ist schön, wenn gleich zu

strenge. Ja, ich liebe die Gräfin, und wisse denn, was kein Sterblicher weiß, — ich liebte sie schon, ehe unser Herr sie sah. Sie war meines Standes, ich durfte an sie denken, ich träumte einen kurzen, seligen Traum. Als ich, von meiner Reise wiedergekehrt, dem Grafen meinen Lebensplan entdecken wollte, kam er mir mit der Nachricht entgegen, Valeria sey zu seiner Gemahlin bestimmt. Ich selbst mußte für ihn um sie werben, ich mußte sie in meine Heimath führen, sie täglich sehen, ich mußte ihm schwören, sie nicht zu verlassen. Das Alles habe ich gethan und gelitten. Mag Dein südliches Feuer noch so heiß für das Recht glühen, laß dem deutschen Manne die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er sein Herz mit Muth und Ausdauer bezwungen hat. Kannst Du mehr, bist Du stärker als ich, wenn Du einst die Liebe kennen lernst, dann fordere dies Bild, den Trost meiner trüben Stunden, meine letzte Freude, und ich will es Dir opfern.“

„O vergib, vergib, mein Herrmann,“ sagte Armand bewegt, „Du hast nur zu recht,

ich bin ein Kind, ein ungeprüftes, unbesonnenes Kind. Ich schäme mich vor Dir, der mich so liebevoll zurecht weiset, und wage nicht, um Deine Liebe zu bitten."

„Sey ruhig," erwiederte Jener, „aber sage mir, was Dich hergeführt, so früh am Morgen, wo noch kein Auge ringsum wacht? Der Arzt will, daß Du die Stunden dem Schlafe lassen sollst, wo die Nacht mit dem Tage wechselt. Warum thust Du es nicht?"

„Ich hatte gestern bei meiner Dame beim Abendessen aufgewartet," sagte Armand, „und gieng durch's Vorzimmer, wo der Vollmond so hell in's Fenster schien, daß ich einen Augenblick still stand, ihn anzusehen. Müde von einem weiten Spaziergang, mochte ich am Fenster eingeschlafen seyn, wenigstens sah ich nichts mehr von den Gegenständen umher, und eine bunte Traumwelt webte sich um meine Seele. Vielleicht schlief ich eigentlich nicht, denn ich behielt eine Art Bewußtseyn, ich hörte, wie man in's Vorzimmer kam, wie die Kammerfrau zu mir trat, mich anfaßte, ihr Licht schien mir in die

Augen, aber ich konnte ihr nicht antworten, und mußte auf das bildreiche Leben meines Innern unverwandt Acht haben. Die alte Frau brachte noch Jemand herbei, sie sprachen über mich, sie sagten, ich hätte offne Augen, und schiene doch unerwecklich zu schlafen, ich müßte wohl krank seyn. Alles das konnte ich vernehmen, aber mich zu äussern, blieb mir unmöglich, so peinlich ich auch das Reiben und Anstreichen, die starken Gerüche, die man mir nahe brachte, empfand. Endlich ward es still, ich nahm nichts mehr wahr, als die Wunderwelt, die sich vor der aufgeschlossenen Seele entfaltete, und als ich erwachte, graute der Morgen. Die Kammerfrau saß neben mir, und schlief sanft. Mich trieb es zu Dir. O Guttenstein, daß ich aussprechen könnte, was hinter dem Vorhang war, der sich in dieser Nacht vor mir hob! Aber es ist undeutlich verworren, wie erloschene Schrift.“

„Deine alten Schwärmereien, oder Deine alte Krankheit,“ sagte Guttenstein.

„Denke, was Du willst,“ fuhr Jener fort, „aber ich muß zu meinem Herrn. Ich kann ihm

nützen. Ich muß nach Pignerol. Wir leben hier ruhig, und er ist gefangen. Ich habe die Felsen gesehen, die Mauern, die Thürme, wo er schmachtet."

„Weißt Du ein Mittel zu seiner Rettung," sagte Guttenstein, „so laß mich gehen. Mir wird das gefährlichste Abenteuer willkommen seyn gegen die Ruhe in ihrer Nähe."

„Gefahr hat es wohl nicht," antwortete Armand, „doch wenn ich nicht irre, muß ich, eben ich, es unternehmen. Mich forderte die Stimme, die ich hörte. Ich wandere morgen fort, ja heute noch, ohne Abschied von der Gräfin; sage ihr, wohin ich gehe. — Und noch Eins, lieber Guttenstein. Wäre es denn nicht möglich, Eure Wohnung zu ändern, in einen andern Theil der Stadt zu ziehen? Sieh' mich nicht so fragend an, ich kann Dir nicht erklären, warum ich es wünsche. Aber bei allen Heiligen beschwöre ich Dich, entfliehe von hier, bringe die Gräfin, bringe Deine Eltern hinweg, und solltest Du Alles zurücklassen, was im Leben Werth hat.

Ihr schlaft Alle ruhig unter diesem Dache, Ihr Glücklichen! Ich habe es nie gekonnt.“

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte Guttenstein, „sprich deutlicher, sage mir, was Du fürchtest.“

„Ach der Wink, dem ich folge, läßt sich nicht in Worte kleiden,“ erwiederte Armand traurig; „er ist leicht wie Luft, vergänglich wie der Blitz, und dunkel wie Dämmerung. Lebe denn wohl, Guttenstein, wir sehen uns wieder. Ja ich weiß es, wir sehen uns wieder, kein Unheil wird Euch treffen, bis ich wieder mit Euch vereinigt bin. Gott mit Dir, Herrmann, und mit mir und meinem Herrn.“ —

Die finstern Mauern von Pignerol hatten den Grafen schon Monate lang beherbergt, und noch war ihm keine Gelegenheit geworden, irgend ein Band mit der Welt anzuknüpfen, so wenig durch den Talisman des Goldes, den er bei sich trug, als durch die Geschmeidigkeit seiner einnehmenden Sitten. Man bediente ihn

gut, und erfüllte alle seine billigen Wünsche; aber Gitter und Schlösser schieden ihn von der Gemeinschaft mit Menschen, und raubten ihm die Hoffnung, die Kenntniß ihrer Tugenden und Schwächen zu seinem Nutzen anzuwenden. Doch war er weit entfernt, deshalb zu verzweifeln. Es lebte eine fröhliche Zuversicht in seiner Brust, die den Lieblingen des Glückes eigen, und selbst ein Theil ihres Glückes ist, während die Stiefkinder dieser launigen Göttin es weder wagen, auf ihre Gunst zu hoffen, noch sie muthig zu erringen. Er gab den Gedanken nicht auf, einen alten mürrischen Graukopf, der ihn bediente, milder zu stimmen, obgleich einige kühne Versuche mißlungen waren, und er kaum wußte, was für eine Stimme in der Brust des Mannes wohne. Ein kleines Geschenk, unbedeutend genug, um keine Bestechung zu scheinen, sollte größern den Weg bahnen, aber es ward unfreundlich verworfen. Fragen, Anreden, freundliche Begrüßungen blieben ohne Antwort; alle Saiten des menschlichen Herzens wurden vergebens mit großer Kunst berührt, da dies Studium jetzt

das ganze Talent des Weltmanns in Anspruch nahm, aber keine ertönte.

An einem stürmischen Abend hatte der Graf länger als sonst auf Licht und Speise gewartet, und saß sinnend auf dem einzigen Stuhle des finstern Zimmers, als der Alte hereintrat, den Tisch bereitete, ein Feuer im Kamin anzündete, das Geräth langsam und bedächtig hin und her schob, und ganz gegen sein sonstiges Thun offenbar zögerte. Lauzun war erst nicht achtsam auf diese Veränderung; doch ward er es endlich, und es fiel ihm auf, daß sein Kerkermeister unter den dicken Augenbraunen hervor ihn aufmerksam, ja, wie es schien, mit Antheil betrachtete. Das Gesicht, sonst so abschreckend kalt, wie ein ehernes Bild, war heute bewegt, und zeigte menschliche Regungen, denen er, wie es dem Grafen vorkam, gern Worte gegeben hätte, ohne den Ton für so ungewohnte Rede zu finden.

„Wollt Ihr noch etwas?“ fragte Lauzun verwundert, da er unthätig ihm gegenüber stehen blieb. — „Ja, Herr,“ war die Antwort, „ich will Euch sagen, daß Ihr dies Gemach verlassen

könnt, wenn es Euch gefällt, und daß ich Euch selbst aus der Veste führen werde. Mag meine Hand vertrocknen, wenn sie noch einmal den Riegel vor Euern Kerker schiebt. Ich habe in solchen Wänden manche Seufzer gehört, und manche Thräne gesehen," fuhr er fort, indem er die kleinen Augen in dem festen Gemache umherschickte, „es war immer, als ob eine Rinde von Stahl und Eisen um meine Brust wäre; aber der beste Kettenhund bellt den Fremden nicht an, der ihm sein Junges, um das er winselte, wieder gab; es wäre Schande vor Gott und Menschen, wenn uns solche Kreatur beschämen sollte."

„Ich wüßte nicht, daß ich Euch einen ähnlichen Dienst geleistet hätte," sagte Lauzun, vor Freude bebend, „obgleich, bei dem heil. Georg, kein Mann dazu bereitwilliger seyn würde." — „Ich denke," entgegnete der Alte, „es ist nicht umsonst, daß Ihr hierher kamt, und ich Euer Wächter bin. Berge und Thäler rücken nicht zusammen, sagt man, aber weit entfernte Menschen führt Gott zu einander, daß

Einer dem Andern Hülfe leiste, und Wohlthat vergelte. Ihr habt in Paris einem armen Savojardenjungen das Leben erhalten, als er im harten Winter sterbend in der Strasse St. Honoré lag, und Ihr wußtet nicht, daß ein alter Vater zu Hause für das Kind betete. Nun, so wahr mir Gott gnädig ist, wird der Vater Euch aus dem Gefängniß führen. Hattet Ihr nicht unter Euern Dienern einen jungen Menschen von zartem Wuchs, blaß wie Wachs, mit Augen, die mehr in den Himmel, als auf die Erde schauen, und schwarzen fliegenden Locken?" — „Armand!" sagte der Graf. „Was wißt Ihr von ihm?"

„Gestern kam er hier an," fuhr der Mann fort, „und begehrte Dienste in der Veste. Mein Sohn war der Erste, auf den er traf. Der Junge geht mir im Amte an die Hand, da nämlich, wo ein unversuchter Muth und ein weicher Sinn hinzustellen sind. Augenblicklich erkannten sich die Beiden. Euer Diener war meines Kindes Engel gewesen, und Ihr hattet ihm den Engel gesandt. Von uns Dreien hat

Keines die Nacht geschlafen; wie der Morgen herankam, war Eure Rettung schon beschlossen. Den Tag haben wir in Vorbereitungen zugebracht. Vor Mitternacht komme ich, Euch abzuholen; der fremde Jüngling und mein Sohn warten unsrer vor der äussersten Mauer. Pferde sind bereit. Die Wachen am Ende der Gallerie sind benachrichtigt, daß Ihr Euer Gemach wechselt; ich habe die Erlaubniß heute ausgewirkt, weil Euch hier der Nordostwind stört. Ein unterirdischer Weg hilft uns aus der Veste, und wir fliehen mit Euch."

„Reicher Lohn soll Dir nicht entgehen," sagte Lauzun, indem er mit kräftigem Schritte den engen Raum seines Kerkers maß, als wolle er schon jetzt die Schwelle überschreiten. „Suche Dir irgend einen sichern Aufenthalt, wähle Dir ein Gewerbe, und sorge nicht um die Mittel. Das Leben wird Dir lieber werden, wenn Du das verhaßte Amt abgeworfen hast, das unwürdigste, das je ein Mensch verwaltete."

„Wie ihr es nehmen wollt," sagte der Alte. „Ich habe dreissig Jahre hier die Schlüs-

sel gedreht, unbekümmert, wer hinter der Thüre seufzte, denn das war meine Sache nicht. Wenn der Gefangene zu mir redete, pflegte ich immer angestrengt an etwas Anderes zu denken, bis ich endlich aus Gewohnheit nichts mehr davon vernahm, als ein Gemurmel, wie das Brausen der Wellen, die unten an den Felsen schlagen. Eben so machte ich es bei Euch, und Ihr hättet so leicht die feste Mauer bewegt, als mich, wäret ihr nicht der Retter meines Kindes gewesen. Nein, Herr, gern gehe ich doch nicht von hier. Einer muß ja die Gefangenen bewachen, und ihnen Speise bringen, und was kann der Riegel dafür, der sie einschließt, oder der Schließer, der des Königs Befehl vollzieht? Aber Euch soll keiner von Beiden mehr halten. Seyd nur bereit, wenn ich komme." —

Als Lauzün an der Hand seines wohlbelehrten Führers durch eine kleine Pforte in die sternhelle Nacht hinaus trat, wohin ein ziemlich ausgedehnter Weg sie neben unterirdischen Gemächern vorbei, tief im Schooße des Felsengrundes, geleitet hatte, warteten seiner zwei

dunkle Gestalten, wovon die eine sich mit einem Freudenrufe zu seinen Füßen niederwarf, und seine Kniee fest umklammerte. Es war Armand. Der Andere hielt zwei Pferde, deren sich Lauzun und sein Page alsbald bedienten, nachdem sie von ihren Helfern dankbar Abschied genommen hatten. Einen Augenblick hielt der Graf sein rasches Thier noch im Angesicht der Veste an, die ihre Thürme dunkler in die Nacht emporstreckte, indessen die Schatten der davon eilenden Gefährten immer mehr im Nebel verschwanden. Einzelne matte Lichtschimmer bezeichneten die Stätte, wo einsame Gefangene dem traurigen Tag entgegen schlummerten, und der Graf — vornämlich des unglücklichen Fouquet gedenkend, der hier schon Jahre lang schmachtete, wünschte ihnen scheidend eine so unerwartete Befreiung, als die seinige, und sein freudiges Dankgefühl sprach sich gegen den glücklichen Armand aus, der mit einem Herzen voll Seligkeit zu den Sternen hinauf sah. Dann spornte er sein Pferd, rasch und behend, wie vormals Franz I., als er aus Spaniens Haft

ent-

entlassen, den Boden Frankreichs wieder betrat; und mit dem Ausrufe: „Jetzt bin ich wieder König!" dahin flog. Alle trüben Gedanken zurücklassend, rief der Graf diese triumphirenden Worte des ritterlichen Helden in die Nacht hinaus, und beschäftigte sich nur mit den Bildern der Liebe und des Gückes, die seine Zukunft schmücken sollten.

Die Reise, die anfangs mit fliegender Eile fortgesetzt ward, verzögerte sich später durch Armands Schwäche, den eine ununterbrochene Anstrengung so krank machte, daß es dem Grafen nicht verborgen blieb, obschon keine Klage ihn davon belehrte. Er rastete deshalb einige Tage, und sandte einen schnellen Boten an Guttenstein, ihm den Tag seiner Ankunft zu melden, und Befehle zur Feier zu geben, die Valerien zu seiner Gemahlin machen sollte. Niemand, als Guttenstein und seine Eltern, sollten der stillen Einsegnung beiwohnen. Der Bote war mit Geschenken an die Braut, mit kostbarem Schmuck für ihre Wohnung, mit Seltenheiten aller Art belastet, um ein Fest zu verherrlichen,

dem der Graf so lange mit Sehnsucht entgegen sah. Valeria erhielt ein langes zärtliches Schreiben, den ersten Erguß der leidenschaftlichsten Liebe, unwiderstehlich für jedes freie Mädchenherz, und für sie eine feierliche Aufforderung, ihr Leben der Dankbarkeit zu weihen. Sie schwur sich selbst den Eid der Treue gegen den Mann, der so viel für sie gelitten hatte, den Gott durch ein Wunder aus Kerkermauern befreite, um ihn ihr zuzuführen, und senkte das Andenken des Andern, der ihre stille Liebe nie geahnet, nie geachtet hatte, in ein fest verschlossenes Grab. — So vorbereitet, erwartete sie den Tag, den Lauzun ihr bestimmt hatte, den 6. Juli 1669. —

Guttenstein besorgte mit großer Thätigkeit und Besonnenheit, was ihm oblag, schmückte selbst den Saal, den Altar, an dem die stille Trauung geschehen sollte, ließ reiche Kränze an den prächtigen Wänden umherziehen, Kerzen aufstellen, Teppiche ausbreiten. Er bestellte den Priester, und unterrichtete ihn im Geheimen von den Verhältnissen des Brautpaares, denn geheim

sollte alles bleiben, weil man Valerien schon als des Grafen Gemahlin kannte. — Aber Guttenstein selbst wollte kein Zeuge der Trauung seyn, derselbe Morgen, wo man den Grafen erwartete, war zu seiner Abreise nach Rom bestimmt. Er schrieb den Abend vorher einen Brief an Lauzun, ohne den Grund seiner Reise zu nennen, einen zweiten an seine Eltern, denen er baldige Rückkehr verhieß, umarmte die freundlichen Alten noch ein Mal mit großer Rührung, und warf sich angezogen auf das Bett, um bei früher Tageszeit ohne Geräusch die Stadt zu verlassen. Doch die Ruhe floh das Lager, auf welchem er nun zum letzten Mal sie suchte. Er sprang wieder auf, als die Uhren der Stadt, eine nach der andern, die eilfte Stunde schlugen.

Fernes Blitzen erhellte die dunkle Nacht, und mit zerrissenen schwarzen Wolken kämpfte der Mond. Der Wind brauste aus der Ferne her, sein hohles Seufzen that Guttenstein wohl, die Unruhe der Natur beantwortete den Aufruhr seiner eignen Brust; es trieb ihn hinaus in's Weite. Leise nahm er sein weniges Gepäck, schlich die

Treppe hinunter in den Hof, sattelte selbst sein Pferd, und führte es bis an's Thor, nachdem er den letzten Blick auf das matt erleuchtete Fenster geworfen hatte, wo Valeria schlief. Der schmerzlichste Abschied zerriß sein starkes Herz, er schied von dem Glücke, von dem Leben. Wie das Thor hinter ihm lag, schwang er sich auf, und ohne Aufenthalt ritt er rastlos fort, während Sturm und Gewitter langsam heranzogen.

Einige Stunden von Salzburg hatte dasselbe Ungewitter den Grafen und Armand erreicht, und sie gezwungen, in einer unbequemen Herberge Halt zu machen, wo ein ärmliches Bett den ermüdeten Herrn aufnahm, der Diener aber, von unbestimmter Angst gequält, den ledernen Armstuhl, den man ihm anwies, mit dem gemauerten Fenstersitz vertauschte, und dem Zuge der schweren Wolken zusah. Der Sturm peitschte sie pfeilschnell vorüber, in mancherlei wunderlichen Gestalten zogen sie, auf einem, vom unsichtbaren Monde matt erleuchteten, Grunde einher, als fliegende Boten des Wolkenkolosses,

in dessen Schooße der zerstörende Blitz seine Waffen barg. Ununterbrochenes Brausen, aus Sturm und fernem Donner gemischt, begleitete den raschen Zug. Die Fensterscheiben klirrten, die schlechten Thüren des Hauses klappten; Lauzun fuhr einige Mal erschrocken auf, aber die Müdigkeit wiegte ihn sogleich wieder in einen unerquicklichen Schlummer. Endlich weckte ihn ein Windstoß, der das ganze Haus erschütterte. Armand stand neben seinem Bette, in einen Mantel gewickelt, den Kopf dicht verhüllt, wie zur Reise gerüstet. Verwundert richtete der Graf sich auf, rieb die Augen, und fragte: ob die Nacht vorüber sey.

„Es ist halb ein Uhr,“ sagte Armand, „der sechste Juli ist angebrochen, dieser Tag, der wie ein helles Feuerzeichen, eine unerklärliche Ahnung in meine Seele leuchtet. Gottlob, daß Ihr erwacht seyd, ich hätte Euch wecken, oder ohne Euer Wissen gehen müssen. Ich gehe nach Salzburg.“

„Jetzt? in solchem Ungewitter?“ fragte Lauzun. „Nimmermehr!“

„Das Wetter ist vorüber, der Sturm hat es gefaßt, und über uns weggeführt; hört, wie er den fliehenden Feind noch verfolgt. Erlaubt mir ein Pferd, Herr Graf, das schnellste und beste, denn ob ich Flügel hätte, wie der brausende Sturm, ich könnte doch wohl zu spät nach Salzburg kommen. Die Stimme in meiner Brust giebt kein deutliches Orakel."

„Du bist ein unverbesserlicher Thor," rief Lauzun verdrießlich. „Wecke die Leute, laß den Wagen in Stand bringen, ich kann Dich diesem Wetter nicht Preis geben."

„O zu viel Vorzug!" rief Armand. „Die Sonne darf mich nicht mehr auf dem Wege finden. Ich nehme das Pferd, und bete zu Gott, ihm die Schnelligkeit der Gedanken, und den Flug meiner Wünsche zu leihen. Den Weg kenne ich gut, und will ihn nicht verfehlen."

Ehe der Graf antworten konnte, war der Knabe verschwunden, und der Hufschlag seines eilenden Pferdes tönte durch eine Pause des Sturmwindes herauf, bis ein neuer Stoß, unter

welchem das morsche Gebäude zitterte, alles Andere verschlang. — —

Es war zwei Uhr Morgens, als Armand durch die stillen Straßen zu Valeriens Wohnung eilte, und ohne der frühen Tageszeit zu gedenken, ungestüm an die Thür klopfte. Der Wind tobte noch immer, aber der Himmel war hell und rein, und die Sterne verbargen sich beschämt vor der kommenden Morgenröthe. Armands Herz schlug so heftig, daß er kaum Athem hatte, sich dem öffnenden Diener verständlich zu machen, und die lange Zeit, die nothwendig vergehen mußte, ehe die Kammerfrau, und durch sie die Gräfin geweckt wurde, war die schrecklichste seines kurzen Lebens. Ein grauenvolles Bild naher Zerstörung entfaltete sich mehr und mehr vor seinem Blick. Alles Räthselhafte wurde klarer, und die Stimme, die ihm schon so oft getönt hatte, mahnte ihn laut, Abschied von der irdischen Sonne zu nehmen. Aufgeregt bis zur höchsten Spannung, traf ihn endlich der Ruf zu Valerien, und er stürzte zitternd vor Angst zu ihren Füßen nieder, sie mit gerungenen Hän-

den anflehend, das Haus, die Straße, die ganze Gegend ohne Verzug zu verlassen. Vergebens fragte sie nach der Ursache der seltsamen Forderung, er wiederholte sein Flehen, und die Todesangst, die aus seinen Mienen sprach, zog alle Anwesenden unwillkührlich in den Zauberkreis seiner Furcht. Nur Valeria selbst suchte, obwohl umsonst, die krankhafte Aufregung des armen Jünglings durch sanfte Vorstellungen zu beschwören, und ihn zu einer besonnenen Erklärung zu bewegen.

„Hört die letzte Bitte eines Sterbenden," rief Armand, „und verlaßt das Haus. Weilt nicht auf der Schwelle, schickt keinen Blick zurück, nehmt die Euern mit Euch, und geht über den Salzfluß; dicht bei dem erzbischöflichen Sommerschloß Mirabella ist die Wohnung des Gärtners, nennt ihm meinen Namen, und er wird Euch beherbergen. Nehmt einen Mantel, eilt um Gotteswillen! ich kann Euch nicht sagen, was der Geist mir zeigt. Die Erde bebt und wird bewegt, und die Grundfesten der Erde regen sich und beben."

Valeria zitterte jetzt wie Armand, und ließ sich ohne Widerstand Mantel und Schleier anlegen, um am Arme ihrer Kammerfrau in die stille Morgendämmerung hinaus zu gehen. Die ganze Dienerschaft folgte ihr nach, und Armand ergriff auf der Schwelle ihre Hand, küßte sie mit einem Strome von Thränen, und sprach Worte ewigen Abschieds. „Wir trennen uns nicht einen Augenblick,“ sagte sie angstvoll, „Du hast uns Alle mit grundloser Angst angesteckt, daß wir vor eingebildeter Gefahr fliehen, aber, wenn es dennoch eine gäbe, so sollst Du nicht zurückbleiben.“

„Wenn es dennoch eine Gefahr gäbe,“ erwiederte Armand, sie weiter fortziehend, „so müßte ich ja Guttenstein retten, und die grauen Alten, und so viele Menschen, als mir folgen wollten. Lebt wohl! Lebt wohl! Mich laßt mein Schicksal erfüllen.“

Halb fortgerissen von ihren treuen Dienern, hatte Valeria den Zufluchtsort, dem sie entgegen gieng, noch kaum erreicht, als ein furchtbares Ereigniß, schrecklich genug, um nach Jahrhun-

herten Mitleid und Staunen zu wecken, Armands Warnungen wahr machte. Der hohe, überhängende Berg, unter dessen Schirm sich eine ganze Strasse ausdehnte, stürzte krachend seinen Gipfel auf die ruhigen Menschenwohnungen herab, die an ihm lehnten, und wölbte ein weites Grab über mehr als 500 Menschen. Er verschüttete 13 Häuser, die Kirche St. Markus, die Kirche unsrer lieben Frauen im Berg, und das fürstliche Seminarium. Alles lag im tiefen Schlummer, und kein Auge wachte, den schrecklichen Anblick zu sehen. Erst nach und nach regte sich Leben, erschrockene Menschen liefen herbei, muthige, großherzige Männer wagten sich nahe, um zu retten; da fiel noch eine zweite Klippe, mehr als 1000 Centner schwer, und begrub sie zu den übrigen Todten. Ein einziger Steinhaufen stand nun da, über ihm hieng der zerrissene Berg, noch bebend von seiner Erschütterung, denn das niedergerissene Stück war aus der Mitte gebrochen, und die Spitze beugte sich drohend auf die Zerstörung nieder.

So fand Lauzun die Stadt, die Strasse, wo

er sein Hochzeitfest feiern wollte, und mit Verzweiflung dachte er an Valeriens Schicksal. Er gesellte sich zu den Thätigsten unter der Menge, die hier voll Entsetzen auf das Wimmern lebender Unglücklichen horchten, und sein Gold gewann Arme und Werkzeuge genug, um einen Versuch zur Rettung zu wagen. Ein alter Mann zeigte ihm die Stätte, wo vormals das Guttenstein'sche Haus war, und daneben die Wohnung der französischen Gräfin. Er verbreitete sich über die wahrscheinliche Ursache des Unglücks, indem er ihm erzählte, wie die Einwohner der nächsten Häuser Keller und Gewölbe in den Berg gehauen, und dadurch den Grund des lockern klüftigen Gesteins untergraben hätten. Lauzun hörte von dem Allen nichts; er sah die holde Gestalt des Mädchens, das er seiner Heimath entführt hatte, um ihm hier ein frühes Grab zu bereiten, und überblickte schnell die Möglichkeit, bei Guttensteins Hause, wo das Gestein am niedrigsten lag, die Arbeit zu beginnen. Muthig bis zur Verwegenheit, stellte er sich selbst an die Spitze der Arbeiter, um ihr

Werk zu leiten. Sein Feuer entflammte das schöne Gefühl aufopfernder Menschenliebe in den Tausenden, die um ihn waren, und als der Abend anbrach, waren viele der Verschütteten dem Schooße der Erde entrissen, wenn gleich die meisten schwer verletzt nur herauf kamen, um gepflegt und getröstet zu sterben. Das kleine Häufchen der Geretteten, so wenig gegen die große Zahl derer, die noch gestern hier lebten, sorgten und sich freuten, war Alles, was menschliche Kraft erringen konnte. Weiter zu graben, war unmöglich; man trug die Verwundeten davon, sicherte, was sich von irdischen Gütern gefunden hatte, und überließ den Plan der schweigenden Nacht, die ihre Rabenflügel über die Zerstörung ausbreitete.

Unter den leblosen Verunglückten, die man zum Tageslicht heraufgebracht hatte, erkannte Lauzun seinen jungen Pagen, den armen Armand. Er war schwer verwundet, und athmete kaum noch. Aber als er erquickt durch starke Arzneimittel die Augen aufschlug, und sich, an die Brust seines Herrn gelehnt, wieder fand, über-

strahlte sein blasses Gesicht eine überirdische Freude. Die erloschenen Augen belebten sich wunderbar, und er stammelte mit matter Stimme: „Sie ist gerettet! — bei dem Gärtner des bischöflichen Sommerpalastes. Aber Guttenstein! — und die alten Leute! — Gott wollte nicht, daß ich sie herausführen sollte.“

Seine Augen schlossen sich wieder, und ein Gefühl, aus Wehmuth und Entzücken gemischt, bewegte die Seele des Grafen. Valeriens Erhaltung forderte ihn zur Freude auf, während der Anblick der früh gebrochenen Blume, die an seinem Herzen lag, das Bild der Vergänglichkeit neben sein Glück stellte. Ohne Verzug traf er Anstalt, Armand in das Haus zu schaffen, wo er Valerien zu finden wußte; aber seine Ungeduld und seinen eilenden Schritt zügelnd, blieb er an des Kranken Seite, damit die erlöschenden Blicke ihn nicht vermissen möchten, wenn sie sich noch einmal dem Lichte öffneten.

Ein Lämpchen brannte schon in der ärmlichen Kammer, wo das weinende Mädchen den gewissen Untergang zweier Freunde betrauerte und

von Fieberfrost geschüttelt, unthätig an den Boden starrte. Da ward die Hausthür aufgethan, einer der französischen Bedienten erhob ein Freudengeschrei, sie hörte eine bekannte Stimme, die starke, gebietende, muthige Stimme des Grafen. Er fragte nach ihr, zitternd erhob sie sich, und wankte ihm entgegen. Welch ein Wiedersehen! und welche Gefühle in der Brust der armen Valeria! Aber der Anblick, der ihrer wartete, löschte sie alle aus. Ohne Zeichen des Lebens trug man eben den Jüngling in das Haus, der vor wenig Stunden noch mit begeisterter Beredtsamkeit zu ihr sprach, dessen Liebe und Treue sie vom Tode rettete, der ahnend die düstere Zukunft enthüllt hatte. Die Besitzer der Hütte standen jammernd um ihn her, er war ihr Freund, ihr Liebling gewesen. Stumm, mit gefalteten Händen, sah Valeria die Gruppe an.

„Valeria, geliebtes, theures Mädchen, hast Du keinen Blick für mich?“ rief der Graf. Sie wandte sich, und blickte in sein ernstes, schönes Gesicht, ihre Seele erlag den gemischten Em-

pfindungen des Augenblicks, und ohnmächtig sank sie in seine ausgebreiteten Arme.

Während Valeria von ihrer Kammerfrau zur Ruhe gebracht wurde, sorgte der Graf liebreich für Armand, und erwartete an seinem Lager den Ausspruch des herbeigeholten Arztes, der keine Hoffnung gab. Er überließ ihn der Wirthin, und begleitete den Arzt nach der Stadt, wo noch mehr Gerettete Anspruch auf seine Hülfe hatten. So sank die Nacht auf das stille Haus nieder, es graute der Morgen, und Valeria erwachte aus einem unruhigen Schlaf, angstvoll nach Armand fragend. Die Kammerfrau wies auf das Wohnzimmer der Wirthsleute, durch dessen angelehnte Thür eine blaß flackernde Lampe schimmerte. Hastig stand Valeria auf, kleidete sich an, und schlich zu dem Kranken. Die Wirthin ließ ihr den Platz am Bette, sie blieb allein in der Nähe des Todten, und indem sie auf die schon verklärte Gestalt des zarten Jünglings den Blick heftete, gedachte sie seiner Ahnungen, der Gewißheit, mit welcher er diese Stunde voraussah. Ein heimlicher Schauer durchzitterte sie,

das matte Grau des Morgens drang durch das weinumlaubte Fenster, und die Lampe erlosch mit lautem Knistern. Armand regte sich, hob sich kräftig in die Höhe, und sah Valerien, die ihn unterstützte, lange forschend in's Gesicht.

„Seyd Ihr es?“ rief er aus. „Ja, Ihr seyd es. O ich wußte, ich werde Euch noch ein Mal wiedersehen! Aber wie das geschehen sollte, begriff ich nicht. Wo sind wir denn?“

„Da, wohin Du mich selbst gewiesen hast, Armand. „Ach! warum giengst Du nicht mit mir, wenn Du Alles wußtest?“

„Mein Wissen war nur ein wankendes Irrlicht, es entschwand mir, wenn ich seiner am meisten bedurfte. Aber Euch hat es doch gerettet, und ich sterbe, von Euch beweint. Seht, jetzt weiß ich auch, wo wir sind. An dem Fenster dort habe ich manchmal gesessen, und französische Lieder zu des Gärtners vergessener Laute gesungen. Der Gärtner war einst in Paris, und sprach meine Sprache. Darum hatte ich ihn lieb, und gieng oft mit Guttensteiu hierher. Ach

Gut-

Guttenstein! Guttenstein!“ rief er schmerzlich: „Ich konnte ihn nicht retten.“

Valeria verhüllte ihr Gesicht, und weinte laut. Der gewaltsam niedergekämpfte Schmerz brach bei Armands Klage hervor, sie bezwang ihn nicht mehr. Der Knabe sah sie mit weit geöffneten Augen nachdenkend an. In diesem Augenblick gieng die Thüre leise auf, eine dunkle Gestalt trat herein, kam näher, und stand, von den ersten Frühstrahlen beleuchtet, vor dem Bette. Armand rief Guttensteins Namen, und hob sich höher empor, das Unglaubliche zu sehen. Valeria und Guttenstein, beide das im Leben wieder findend, was sie als todt beweint hatten, vergaßen einen Moment die schwer behauptete Kraft, und ihre verschwiegene Liebe leuchtete aus den unbewachten Blicken, tönte in der bewegten Stimme, sprach durch die Töne, mit welchen sie sich begrüßten. — Armand hatte alles scharf und genau beobachtet, er sah, wie Guttenstein sich faßte, sich verlegen wegwandte, und fern von Valerien, an dem umrankten Fenster Platz nahm.

Valeria weinte heftiger, und der Knabe ergriff lebhaft ihre gefalteten Hände.

„Liebst Du ihn?“ fragte er leise, „der Dich fragt, steht an der Pforte des Grabes, Du darfst ihn nicht täuschen. Liebe Valeria, mich dünkt, ich las die Gefühle Deiner Seele in Deinen lieben, treuen Augen. Liebst Du Guttenstein oder den Grafen?“

„Ich ehre den Grafen,“ flüsterte sie, „und will ihn beglücken, wenn redlicher Wille es vermag. Aber ich kannte die Liebe schon, ehe ich ihn sah, und habe kein Herz, das vergessen kann.“

„Du wirst auch mich nicht vergessen,“ sagte der Jüngling, indem Guttenstein herzu trat, „und auch Du nicht, mein Herrmann. Ich gehe dahin, wo schon lange meine Heimath ist, aber ich möchte sie zuweilen verlassen dürfen, um wie ein Schutzgeist an Eurer Seite zu seyn. — Seht, die Sonne steigt auf, und der Graf, der noch eher als sie, wiederkommen wollte, zögert noch. Ich darf nicht scheiden, ohne sein theures Angesicht noch einmal gesehen zu haben.“

Die Sonne kam höher, Valeria verhüllte das Bett des Sterbenden mit ihrem Schleier, und Armand fiel erschöpft von den letzten Anstrengungen in einen Schlaf, aus dem er von Zeit zu Zeit aufschrak, um nach dem Grafen zu verlangen. Valeria schlich in ihre Kammer, Guttenstein blieb bei Armand, seine kalte Hand in der seinigen haltend. Endlich trat Lauzun ein, er umarmte Guttenstein mit großer Bewegung. „Gott tröste Dich, Herrmann," sagte er, „Du hast Deine ersten Freuden verloren, aber es bleibt Dir noch Einer, der Dein Glück im Herzen trägt. — Wie steht es mit Armand?"

„Das ist seine Stimme!" rief der Knabe, indem er den Umhang wegschob. Er streckte die Arme nach Lauzun aus, der sich gerührt zu ihm niederbeugte, und Guttenstein einen Wink gab, das Zimmer zu verlassen. In einsamer Trauer weilte dieser auf der Bank vor dem Hause, die eine Aussicht nach der Stadt und nach dem düstern Grabe seiner alten Eltern bot, über welchem die Sonne in voller Pracht leuchtete. Es vergieng eine Zeit, deren Länge er

nicht beachtete, und er ermannte sich mit Mühe, als Valeriens Kammerfrau ihn ins Zimmer zurückrief. Hier herrschte Ruhe. — Valeria kniete neben dem Bette. Lauzun trat ihm entgegen, blaß, wie er ihn nie zuvor sah, aber mit dem Ausdrucke kräftiger Erhebung in den edlen Zügen. — „Er ist todt,“ sagte er, Guttenstein zu dem Entseelten hinführend, „aber laßt uns nicht über ihn trauern. Das glänzendste Leben hat Momente, wo wir ausrufen möchten: Wen die Götter lieben, der stirbt früh. — Valeria! Guttenstein! Ihr habt nicht recht an mir gehandelt. Der hier schlummert, kannte mich besser! Ihr liebtet Euch, und wolltet Euch für mein Glück opfern, ohne zu bedenken, daß ich niemals froh seyn konnte, wenn nicht alles um mich her meine Freude theilte. Die erste Liebe eines reinen Herzens habe ich vielleicht nicht verdient, denn ich verrieth dies Gefühl in frevelndem Uebermuth nur zu oft; aber, bei Gott! Euer Vertrauen verdiene ich, und will es erwerben. Laßt uns heute noch von hier abreisen, und irgend ein stiller Ort vereinige Euch, wäh-

rend ich mich in den Strom des Lebens zurückstürze, aus dem ich mich retten wollte. Eure Zukunft sey meine Sorge.“

Es schien den Liebenden ein Traum, als der Graf bei diesen Worten ihre Hände über Armands freundlicher Todtengestalt zusammenfügte, und lange Zeit bedurfte es, ehe sie ihr Glück ganz fühlten, ehe sie den Kummer verschmerzten, ihren Wohlthäter betrübt zu haben. Nach Jahren erst schwand dieser letzte Schatten aus ihrem Leben. Graf Lauzun stand durch die Bemühungen seiner Freunde und den Fall seiner Feinde wieder an der glänzenden Stelle, für die er geboren war, und eine Gemahlin, seinem Herzen werth, wie seinem Range gemäß, ließ ihn ohne Unruhe an die romantische Episode seines Schicksals denken. Aber über dem weiten Grabe der Verschütteten, bei denen auch Armand ruhte, erhob sich ein Monument mit einer lateinischen Inschrift, wovon eine alte Verdeutschung also lautet:

„Stehe still, Wanderer; denn es wäre kein Wunder, wenn du gleich zu einem Stein würdest.

Du wirst allhier einen so kläglichen Fall sehen, als
du jemals wirst gesehen oder gehört haben.
Ach! wie viel und mancherlei seltsamen Unfällen ist doch das menschliche Thun unterworfen!
Die Pflanzschule der armen Studenten ist des
Todes Kirchhof worden.
Die Häuser und die, so d'rinnen gewohnt,
Eltern und Kinder, Herrn und Knechte,
Nachdem sie erst durch den natürlichen, hernach aber durch einen tödtlichen Schlaf begraben worden,
Liegen allhier alle zugleich, mit einander, unter der Erde verscharret,
Und haben ein Jeder ein gleichmäßiges, unglückliches Ende genommen.
Die sonst unbeweglichen Felsen haben den
Eheleuten ihr Bett in ein Grabmal,
Den Jungen und Alten ihr Schlaf- und Ruhebett in eine Todtengrube verwandelt.
Von diesem — leider allzuharten! Unglück
wird das nimmer vergeßliche Gerüchte
Und diese Steine der Nachkommenschaft Bericht geben.
Du aber! der du die tiefen Abgründe des Berges
Und die darin verschloßnen Leichen ansiehst,
sage mit Seufzen:
Was für ein unergründlicher Abgrund sind
die Gerichte Gottes!"

Der
Gattin Heldenmuth.

Franz II. saß auf Frankreichs Throne, aber Franz von Lothringen, der Herzog von Guise, beherrschte Frankreich. Umsonst hatte sich Anton, der König von Navarra, umsonst dessen Bruder Ludwig von Condé, die nächsten Vettern, einen Einfluß auf den jungen, schwachen Fürsten zu schaffen gesucht. Anton zog sich, getäuscht, ganz in sein kleines Reich zurück, Condé allein, dem Hofe näher, schloß sich fest an die Parthei der Hugonotten an, und stellte sich an ihre Spitze. Nicht ohne Zittern erfuhr der Lothringer, daß der Muthige die Absicht habe, den König aus der Gewalt der Guisen zu befreien. Aber eben so wenig Mühe kostete es ihm, den schwachen König zu überreden, daß ihm Condé nach Krone und Leben trachte, daß nur dessen Tod ihm Krone und Leben sichere.

Verbrechen und Schwachheit bieten sich gern die Hand. Franz II. billigte jedes Mittel, Condé an den Hof zu locken. Die in Orleans zusammentretende Versammlung der Stände ließ hoffen, er werde erscheinen. Allein er kam nicht. Der Vorsichtige fürchtete die Falle, die man ihm gelegt hatte. Sie mußte besser geködert werden, und der verschlagene Kardinal von Lothringen, der Bruder des Herzogs, übernahm es, dafür zu sorgen. Er eilte selbst zu dem rechtlichen Condé. Er beschwört ihn, jedes Mißtrauen gegen den Hof, gegen ihn und seinen Bruder fahren zu lassen, darauf zu achten, wie er sich ihm selbst vertrauensvoll in die Hände liefere, fest überzeugt, Vertrauen durch Vertrauen zu gewinnen.

Und es gelang ihm. Ueberrascht, zweifelnd, überredet, verspricht jener, in wenig Tagen am Hofe zu erscheinen.

Da geht er hin, der falsche Friedensbote! Condé fühlt, er habe voreilig ein Wort gegeben, das er zu halten sich verpflichtet glaubt. Wie wird er sich von seinem Weibe trennen? Was

wird die Aengstliche fragen? Soll er ohne Abschied sich entfernen? Selbst wenn er wollte, er könnte es nicht! Sie stürzt betroffen in sein Zimmer. „Gerechter Himmel,“ ruft sie, „welch Unglück droht unserm Hause!“ Es kostet Mühe, ehe sie weiter sprechen kann. „Ich sitze an der Wiege unsers Lieblings,“ erzählte sie endlich. „Dein Bildniß, theuerer Gemahl, halte ich vor meinen Augen. Jeden Deiner Züge vergleiche ich mit denen Deines Sohnes. Auf ein Mal dringen Blutstropfen aus dem weißen Elfenbein. Ich traue dem getäuschten Sinne nicht! Umsonst trockne ich das Unheilkündende ab — es dringt auf's Neue hindurch; eine innere Stimme ruft mir zu, daß das Schrecklichste über unsern Häuptern schwebt. Ich glaube, es errathen zu haben! Ein Guise war hier! Dein unversöhnlicher Feind! Was wollte er?“

Der Betroffene sucht umsonst nach Worten, schonend zu sagen, daß er an den Hof will. Endlich entreißt die liebkosende Gattin ihm das Geständniß. Sie sieht bereits im Geiste, wie die warnende Stimme wahr gesprochen hat. Sie

fleht, er soll nicht hingehen. Condé muß mit voller Kraft sein „Ich will!“ entgegnen, um die Trostlose zurückzuweisen. Sie schweigt.

Indessen Condé sich zur Abreise fertig macht, schwebt das blutige Bild noch immer vor ihrer Phantasie. Der Wagen rollt vor. Mit dem Kinde auf dem Arme eilt die Prinzessin dem abschiednehmenden Gemahl entgegen. Er will den Knaben küssen, doch dieser bebt vor der hohen Schwungfeder des Huts. „Du fürchtest Deinen Vater!“ ruft Condé. „Weil Du ihn und mich so grausam verlässest!“ jammert die Aengstliche. „Nichts vom Verlassen!“ tröstet Condé. „Ihr begleitet mich Beide. Da werden Dir die Grillen vergehen. Am Hofe wirst Du gewahr werden, wie man mich vielleicht haßt, aber noch mehr fürchtet, und sich darum hüten wird, mich auf's Neue zu reizen.“

Ruhiger durch die Ueberzeugung, das schrecklichste Geschick des Gemahls in solcher Nähe mit ihm theilen zu können, nimmt sie an seiner Seite Platz. Im raschen Fluge eilen sie nach Orleans, und kaum rollt der schwere Wagen durch

das dunkle Thor, als auch die Nachricht auf dem Königsschlosse Alles in Bewegung setzt. Der Guise eilt zum König. Er bringt ihm die freudige Kunde, wie sie das Schlachtopfer in den Händen haben, er lehrt den feigen Schwächling, wie es anzufangen sey, den Edlen zu reizen, und so Gelegenheit zu finden, dem beabsichtigten Meuchelmord den Schein des Rechtes zu geben. Sechs Hellebardierer waren von dem blutgierigen Guisen schon mit des Königs Willen bekannt gemacht. Sie harrten nur der Loosung in einem Nebengemache. „Sobald mein König sagt,“ schloß der Herzog von Guise seine Vorstellungen, „ich weihe Dich dem Tode, ist Ihr Feind nicht mehr!“ Noch schwankt der junge Fürst. Er schaudert, als ihm der Guise die lauernden Tieger zeigt. Da hört man allgemeines Geräusch in der Vorhalle. Es kündet Condé's Erscheinen an. Der Guise eilt ihm heuchlerisch entgegen, umarmt ihn, beschwört ihn auf's Neue, des alten Grolles nicht mehr eingedenk zu seyn. „Auch der König hat, auf meine Bitten,“ setzte er hinzu, „Alles vergessen. Eilt

in sein Zimmer! Er wünscht nichts, als seinen theuern Vetter zu umarmen. Eure Gemahlin verweile; indessen er einige wichtige Dinge mit Euch im Geheimen spricht, hier, oder erlaube, daß ich sie begleite, wohin sie indessen die Freundschaft mancher edlen Dame ruft."

Der Prinz von Condé tritt in das Zimmer, wo ihn Franz und der Tod erwartet. Statt des freundlichen Willkomms ist der König verlegen, unruhig. Er sagt kein Wort. Nur von Zeit zu Zeit wirft er auf den staunenden Vasallen einen wilden Blick. „Kommt näher! Rechtfertigt Euch!" winkt der König von seinem Sessel aus dem breiten, hohen Bogenfenster her.

„Rechtfertigen?" wiederholte Condé staunend.

„Vermögt Ihr es zu läugnen, was ganz Frankreich weiß, wie mein Scepter Euch ein Dorn im Auge ist, wie Ihr mit Eurer ketzerischen Rotte meinen Thron stürzen wollt?" ruft Franz.

Solche Worte konnten den aufflammenden Zorn des sich schuldlos Fühlenden unmöglich mindern. Er vergaß sich in heftige Worte gegen

die Verräther, gegen die Guisen, die ihn hierher gelockt hatten. Mit jedem Worte ward der König mehr gereizt. Er verlangt, daß Condé dem ketzerischen Glauben entsage. Dies allein will er für Beweis nehmen, daß der Prinz es redlich mit dem Throne meine. „Was hat mein Glaube mit der Pflicht des Lehnsmannes zu schaffen?“ entgegnet Condé. — „Ein Wort der Weigerung noch, und Du bist nicht mehr!“ kreischt der Wüthende. — „Ich weiß das Schwert zu führen!“ donnert der Prinz dem bebenden Königlein zu, das nach dem Kabinette mit den verabredeten Worten läuft: „Ich weihe Dich dem Tode!“ Die Hellebardierer stürzen heraus, aber Condé hat bereits sein gutes Schwert gezogen, es wehrt dem Stahl der Meuchelmörder. Schon sinken zwei zu Boden. Der Guise stürzt herein, er will den errungenen Sieg über den gefürchteten Meuchelmörder genießen, dem König zu der Gräuelthat Glück wünschen. Wie staunt er, als er den tapfern Löwen im Bogenfenster gewahrt, wo er, im Rücken und auf den Seiten sicher, den feigen Mördern Trotz bietet! Der

Anblick des verrätherischen Guisen bringt den erzürnten Kämpfer ausser sich. Er stürzt durch die vier auf ihn eindringenden Hellebardierer auf den Herzog los, doch alle Hofleute, alle durch das Geräusch der Waffen herbeigezogene Garden umringten ihn. Man sucht, ihn zu entwaffnen. Condé verwundet Diesen, tödtet Jenen, doch am Ende unterliegt er der Uebermacht. Der beabsichtigte Meuchelmord konnte nicht mehr statt finden, wohl aber läßt er das Opfer seines Verraths nach dem festesten Thurme von Orleans geleiten. Der Weg ist weit, der Zug geht langsam, denn von erhaltenen Wunden erschöpft, vermag der Prinz kaum zu gehen, und Orleans Bürger drängen sich mit schüchterner Theilnahme, das Opfer des verrätherischen Hofes zu sehen. Leonore hatte, nicht fern von der Königsburg in einer Herberge abtretend, sogleich Kunde erhalten, was vorgefallen war. Sie stürzt dem geliebten Manne nach. Sie will ihn umarmen, der Führer der Wache stößt sie zurück. Vergebens sinkt sie zu seinen Knieen, wühlt sie im seidnen Haar, ist bald dem Zuge voraus, bald

an der Seite, hier, dort versuchend, sich zu dem aus vielen Wunden blutenden Gatten zu drängen.

„Hör' auf! Hör' auf, die Tieger erweichen zu wollen!" ruft ihr dieser zu, und nahm alle Kraft zusammen, die indessen losgeknüpfte Leibbinde über den ihn umgebenden Kreis der Bewaffneten ihr zuzuwerfen. „Nimm sie!" fuhr er fort. „Laß sie ein Zeichen des Verbrechens seyn. Wenn Dein Sohn mich rächen kann, dann gieb ihm die bluttriefende Binde. Sage ihm, daß seines Vaters Blut daran klebe, daß er eher dem Leben, als der Rache zu entsagen habe."

Es war an den Stufen des Gefängnisses, wo Condé die letzten Worte sprach. Unbarmherzig bringt man ihn in das tiefe Verließ hinab, und ohnmächtig liegt Leonore vor der eisernen Pforte. Es scheint, als wolle sie dieselbe aus den Angeln heben. Mit einem Male wird sie ruhiger. Sie geht mit raschem Schritte nach der Herberge, wo ihr Sohn im Arme der Wärterin schlummert. Ihn aufraffen, nach der Königsburg eilen, ist das Werk eines Augenblicks. Doch die Hofschranzen, in der Guisen Sold,

lassen die schmerzlich Flehende nicht vor den schwachen Monarchen. Ihre Klagen, ihre Bitten verhallen ungehört. Es bleibt ihr nichts, als die ohnmächtige Verzweiflung mit der Hoffnung ringend, daß ungehört der Gatte nicht verurtheilt werden kann.

Der König ernennt aus dem Parlamente in Paris mehrere ausserordentliche Richter, die, vom Golde der Guisen bestochen, in Orleans eintreffen, über den edlen Condé das Todesurtheil zu fällen. In einem Augenblicke durchläuft das Gerücht die Stadt: „Condé ist zum Tode verurtheilt! Der König wird den Ausspruch der Richter heute noch unterzeichnen! Morgen schlägt ihm die letzte Stunde!" Leonoren bleibt die unglückselige Kunde nicht lange verborgen. Ausser sich stürzt die Unglückliche, nicht wissend, was sie will, auf die Straße. Da kommt der Herzog von Guise, das tödtliche Blatt in der Hand haltend, um es dem König hinzutragen. Mit wilden, fliegenden Haaren, einer Wahnsinnigen gleich, sinkt sie zu seinen Füßen sprachlos nieder. Der Schmerz, die Liebe zu dem Gatten ver-

drängen den Stolz, die Wuth, die diesem Verräther und Feinde ihres Hauses gegenüber aufgelodert wären, hätte er nicht ihr ganzes Geschick in den Händen gehabt. Ein menschliches Gefühl wacht in des Herzogs Herzen auf. Er will die Sprachlose aufheben. Doch sich selbst bekämpfend, rafft er sich zusammen, und eilt nach dem Palaste.

Die Herzogin von Ferrara ist eben beim König, als der Günstling hereintritt. Erst vor wenig Tagen war sie, eine Tochter Ludwigs XII., weil ihr Gemahl gestorben war, an den Hof zurückgekehrt, und von Franz mit Wohlwollen aufgenommen worden. Er hatte ihr das Schloß und die Stadt Montargis als Wittwensitz angewiesen, das in ihrem Namen schon früher in Besitz genommen worden war. Condé's Schicksal war ihr auf der Reise nicht unbekannt geblieben. Sie hatte ihre ältere Tochter dem Herzog von Guise zur Gemahlin gegeben, und so benutzte sie, sich für Condé verwendend, dies Verhältniß zum König und zum Liebling desselben, den furchtbaren Schlag abzuwenden. „Mor-

gen hat mein König nichts mehr von dem Rebellen zu fürchten!“ sagt der Herzog, das Urtheil überreichend.

Die Herzogin durchfliegt es, an des Königs Seite sitzend. Sie fährt unwillkührlich auf. „Nein, König!“ ruft sie, „diese Ungerechtigkeit werden Sie nicht gestatten, und Sie, mein Sohn, dazu nicht eine helfende Hand reichen! Wie, das Blut eines Nachkommen von Ludwig IX. soll auf dem Schaffot verspritzt werden?“ Sanft entzieht sie dem schwankenden Monarchen das unheilbringende Papier. Sie nähert sich dem Kamine, und will es hineinwerfen. Der Guise hindert sie daran. Ihn kümmert nicht die Stimme des Mitleids. Der König unterschreibt, und triumphirend eilt der Günstling fort.

Die Herzogin war vor Scham, so zurückgewiesen zu seyn, vor Zorn und Verdruß darüber gleich sehr betroffen. Sie schaudert, einen Mann, wie der Herzog von Guise ist, ihren Sohn nennen zu müssen, und eine Thräne des Mitleids gegen Condé füllt ihr Auge. Plötzlich dämmerte ihr ein Gedanke, wie er zu retten sey. Sie

verläßt den König, und sucht Leonoren auf, um der Hoffnung lindernden Balsam in ihr, von namenlosem Schmerz gequältes; Herz zu gießen. „Ihr sollt heut' Abend den Gatten sehen und retten!“ sagt sie zu ihr. „Der Offizier, der ihn bewacht, ist mir ergeben. Wie Ihr ihn retten könnt, werdet Ihr gleich hören. Ich halte, ist er aus der unterirdischen Höhle heraus, die Pferde bereit, welche ihn nach Montargis bringen. Das Schloß daselbst ist fest genug, einem Sturme zu trotzen.“ —

Sie theilt Leonoren den fernern Plan mit, und als die finstere Nacht die engen Straßen von Orleans deckt, dreht sich die Pforte des Kerkers dumpf in ihren Angeln, um Leonoren zu dem Gemahl zu lassen. Eine Stunde soll sie bei ihm bleiben. Der Offizier erkennt sie nur an dem, von der Herzogin ihm gegebenen, Zeichen. Ein schwarzer Schleier, ein weiter Trauermantel verhüllte die ganze Gestalt. Bleich und zitternd, daß die mattbrennende Lampe ihrer Hand zu entfallen droht, schreitet sie mit hochklopfendem Herzen durch die lange Gefäng-

nißhalle hin, den leidenden Gemahl zu erspähen. Endlich gewahrte sie ihn. Er schläft. Der Kummer und Schmerz nagt aber nichts desto weniger an ihm. Ein schwerer Traum beunruhigt sein Herz. Er meint, die Gattin zu den Füßen des übermüthigen Herzogs zu sehen. „Leonore!“ ruft er mit matter Stimme, „Leonore, steh' auf! Willst Du vor einem Ungeheuer im Staube liegen? Ich weiß zu sterben! Ueberlaß mich dem ungerechten Schicksal!“

Die Weinende kniete an seiner Seite nieder. „Theurer Gatte!“ lispelt sie ihm leise ins Ohr. Er erwachte und glaubte, noch zu träumen. Starr betrachtet er sie. „Ich bin es, Dein Weib; Dein gutes Weib, das Dich zu retten kommt!“

Nichts mehr von dem Augenblicke dieses Wiedersehens. Wer vermöchte ihn zu schildern? Aber welchen Kampf hatte die Liebe, die Beredtsamkeit zu bestehen, als es galt, den seinem Schicksale trotzenden Condé zu bestimmen, unter dem Mantel, unter dem Schleier der Gattin aus dem Gefängnisse zu entfliehen? Leonore kann

nicht oft genug wiederholen, wie er und sie und sein Kind verloren ist, wenn er hartnäckig den günstigen Augenblick verschmäht, wie sie Alle glücklich vereint werden können, wenn er glücklich nach Montargis gelangt. Die Beredtsamkeit der Liebe siegt. Halb von neu erregter Lebenslust getrieben, halb von der Hoffnung befeuert, sich an dem Guisen rächen zu können, umarmt der Prinz die rettende Gattin und eilt, verhüllt von Mantel und Schleier, mit ungewissen Schritten der äußern Kerkerthüre zu, die der nichts ahnende Wächter aufthut. Einige Augenblicke, und er ist an dem Orte, wo der treue Stallmeister der Herzogin von Ferrara seiner mit den Pferden harrt. In vollem Jagen, sie öfters wechselnd, geht es nach Montargis, wohin die Herzogin einige Stunden früher gereist war. Ehe noch der Tag anbricht, kann er schon der edelmüthigen Schützerin seinen Dank abstatten.

In Orleans läutet inzwischen schon das Glöcklein, zum Zeichen, daß der Nachrichter sein Opfer erwarte. Gewappnete Reisige bilden zwei Reihen, durch welche Condé auf das hohe Gerüst geführt

werden soll. Sich drängend wogt das Volk, einen Sohn des Königshauses sterben zu sehen. Jener seufzt über die unerhörte Barbarei, und dieser hofft, der König werde es nicht zum Aeusserften kommen lassen. Der letzte Ton der Glocke verhallt. Der Herzog steht hinter dem Vorhange am Fenster, sich an dem Unglücklichen zu weiden, dessen Blut verspritzt werden soll. Leonore schreitet in den Kleidern des Gemahls einher. Der Hut ist tief ins Antlitz gedrückt, kein Mensch erkennt sie. Festen Fußes ersteigt sie das Blutgerüst, und auf ihm angelangt, wirft sie den verbergenden Hut weg, die üppigen Locken werden von der weißen Stirn zurückgelegt. „Franzosen!“ ruft sie: „Seht in mir die Gattin Eures Condé. Wollt Ihr sie sterben lassen? Wohlan, ich bin bereit dazu!“

Ein freudiger Schrei durchbebt die Menge. Staunen, Verwunderung, Ahnung, wie der Gemahl gerettet sey, macht sich durch tausend Stimmen kund. Dort sinken Fromme auf die Kniee, dem Himmel zu danken, der die Unschuld rettete, hier umringen Andere das Schaffot, die Muthige

im Triumph herab zu tragen. „Er lebt! Er ist gerettet!“ tönt es hier. „Sie rettete ihn! Sie lebt!“ hört man dort. Nur Einer ist bleich vor Schreck, der Herzog von Guise. Kaum weiß er, wie er es dem jungen Monarchen hinterbringen soll, was ihm noch selbst ein Räthsel ist.

Ein Höfling erhielt Befehl, die Herzogin einzuladen, vor dem König zu erscheinen. Leonore tritt, vom Bewußtseyn der großen That gestärkt, ihm muthig unter die Augen. Sie soll den Aufenthalt des Gemahls entdecken. Sie zeigt verächtlich lächelnd nach dem Blutgerüste: „Dort zu sterben weiß ich, aber den Gatten zu verrathen vermag ich nicht!“ Franz machte keine Drohungen geltend. Er erlaubt ihr, in Orleans zu bleiben, oder hinzuziehen, wohin sie selbst will.

Die Kundschafter der Guisen hatten indessen gar bald entdeckt, daß der Gerettete in Montargis Schutz gefunden habe, und Ferrara's Herzogin ward aufgefordert, den Flüchtling auszuliefern. „Sagt dem König,“ erwiederte sie dem Boten desselben, „daß er wohl selbst überzeugt

ist, einer solchen Niederträchtigkeit sey ein Valois nicht fähig! Dazu eigne sich nur ein Guise." Der Letztere ließ nun Gewalt anwenden. Vier Fähnlein Reisige wurden mit einigen Kanonen abgesandt, die Stadt zu besetzen, das Schloß zu beschießen, zu stürmen, und den Flüchtigen lebend oder todt nach Orleans einzubringen. Zum Führer ward derselbe Offizier bestellt, dessen Unvorsichtigkeit die Entweichung des Herzogs begünstigt hatte. Er sollte das Versehen auf solche Weise wieder gut machen, oder mit lebenslänglicher Gefangenschaft die vermeinte Einfalt büßen.

Im raschen Zuge langen die Krieger in der bestürzten kleinen Stadt an, und umzingeln das kleine, feste Schloß. Ihre Trompete ruft zur Uebergabe. Die Herzogin sieht sich von Greisen, Weibern, Kindern und muthlosen Dienern umringt, die alle flehen, es nicht auf das Aeußerste kommen zu lassen, sondern ohne Verzug den Herzog auszuliefern. Condé ist in einem Nebengemache. Er hört die Bitte. „Wenn Niemand Muth zu kämpfen hat," ruft er aus, „wenn

Niemand den Tyrannen zu trotzen wagt, so möge mich ihr Geschoß allein niederstürzen!"

Und damit eilte er hinaus. Die hochherzige Ferrara flog ihm nach. Schon stand er auf der Mauer, und ruft den feilen Knechten zu, ihn fest in's Auge zu fassen. Die Herzogin drängt ihn gewaltsam hinweg. Schon waren mehrere Schüsse gegen die hohen Mauern gerichtet worden. Da sieht die Herzogin unter den Kriegern, die bei ihrem Erscheinen unschlüssig geworden waren, den Anführer. „Malicorne," tönt ihre Stimme zu ihm herab, „so vergiltst Du, was ich an Dir that, als Du einst in Italien für meinen Vater kämpftest, und von meiner Hand Deine Wunden geheilt wurden? Wohlan! Vollende Dein Werk! Mit dem Verwandten des Königshauses sterbe ich hier, wenn ich ihn nicht retten kann." Umsonst sucht Condé sie von der gefährlichen Zinne wegzudrängen. Ihr Arm umschlingt ihn, als sey er ein theuerer Sohn. Der feindliche Führer bleibt nicht ungerührt. Er wirft den Degen weg, und alle seine Krieger folgen dem Beispiele. Im Nu liegen alle auf den

Knieen, und schwören, lieber sterben, als die Tochter Ludwigs XII. kränken zu wollen. In wilder Unordnung werden die Kanonen abgeführt. Malicorne möchte gern noch einen ehrenvollen Vergleich abschließen, um der schweren Verantwortlichkeit am Hofe zu entgehen, aber die Menge reißt ihn mit sich fort; er sieht sich nach der Stadt Montargis getrieben, ehe er weiß, was er ferner befehlen und thun, und nach Orleans berichten soll.

„Jetzt benutzt aber den einzigen Augenblick!“ spricht die Herzogin zu dem Geretteten. „Flieht! Lange werden sie nicht ausbleiben. Es kommen andere Schaaren, wenn diese nicht gehorchen wollen. Die Kalvinisten stehen kaum eine Tagreise von hier. Eilt in ihre Mitte. Tausende werden sich an Euch anschließen, wenn sie hören, daß es Euer Leben gilt, daß Ihr mit ihnen für sie und für Euch Rache nehmen wollt!“

Condé, nur froh, die zärtliche Freundin durch eilige Flucht vor neuer Gefahr zu sichern, bedeckt Haupt und Rüstung mit ländlicher Tracht, und eilt im dunkelnden Abend aus dem Schlosse.

Glücklich gelangt er nach Nerac, einer Stadt, die ihm als Prinzen vom Geblüte gehörte. Das Gerücht von Allem, was in Orleans vorgefallen war, von dem Angriffe auf Montargis, war in diese Mauern gedrungen. Er fand alle Bürger auf dem Markte. Bestürzung, Unentschlossenheit malt sich in allen Zügen. Sie glauben ihren Herrscher bereits in der Guisen Händen. „Was steht Ihr hier und jammert," ruft ihnen ein Edelmann zu, der vor Condé herein auf den Markt sprengt. „Montargis ist gefallen, es muß fallen, wenn es sich noch nicht ergeben hat. Der Prinz ist dann verloren! Aber wir können ihn retten! Auf! bewaffnet Euch! In schnellem Zuge rückt vor Orleans! Kein Mensch erwartet dort einen Feind. Der Schreck wird sie abhalten, den Prinzen hinzurichten. Wir machen ihn frei, wenn er noch lebt, oder die Guisen sterben auf derselben Stätte, wenn sein Blut schon floß."

„Wir machen ihn frei, oder die Guisen sterben! Tod den Guisen! Rache für Condé!" In diesem Augenblicke tritt Condé unter die Versammelten. Er wirft die entstellende Kleidung

ab. „Condé ist nicht todt! Er ist unter Euch! Er will sich Eurem Schutze anvertrauen! Er will den König aus der Hand der Guisen befreien! Ihr sollt ihm sein Weib, seinen Sohn retten, die noch in Orleans schmachten.“ So ruft er der Menge zu, die sich vor freudigem Staunen nicht zu fassen weiß. Man umringt ihn, man bringt Pferde, Waffen, Kleider. Alle stürzen in die Häuser, Abschied von Weib und Kind zu nehmen. Jede Muskete, jede Hellebarde, jedes Schwert, Schild und Helm, und was an Waffen da ist, wird hervorgeholt. Nerac ist ein Tummelplatz Bellonens geworden. Der Prinz ordnet die wilde Menge, setzt Hauptleute ein, sendet Reisige nach allen Seiten, es kund zu thun, daß er nach Orleans ziehen will; daß Alle dorthin kommen mögen, ihm im gerechten Kampfe beizustehen, und ehe der Morgen tagt, zieht das Häuflein der Bürger aus Nerac, gut geordnet, gewappnet, rasch und wohlgemuth nach Orleans. Auf jedem Nebenwege kommt aus Dörfern und Städten, wer hugenottisch denkt, sich an sie anzuschließen. Mit jedem Augenblicke

wächst

wächst die Zahl. Schon sieht man die Thürme von Orleans, wo die Guisen umsonst den kranken König, mit ihnen nach Paris zu eilen, zu bereden suchen. Er, der nie einen festen Willen hatte, ist gerade jetzt eigensinnig genug, nicht das Schloß zu verlassen, und ehe es ihnen gelingt, den Schwächling zur Aenderung seines Entschlusses zu bestimmen, sind die Mauern umringt.

Condé's Aufforderung fand kein Gehör. Er läßt zum Sturme blasen. Auf allen Seiten tobt der Kampf. Der Prinz wünscht nur, mit dem Herzog von Guise sich messen zu können, und dieser, wüthend darüber, von dem vermeinten Rebellen angegriffen zu seyn, säumt nicht, sich ihm entgegen zu werfen.

Aus einem Thore macht der Herzog von Guise einen kräftigen Ausfall, die Stürmenden im Rücken anzugreifen. Der Prinz ist in der Nähe auf einer Leiter, die hohe Mauer zu ersteigen. Er sieht die Gefahr, die den Seinigen droht, und stürzt herab, dem verhaßten Feind Sieg und Leben abzugewinnen. Ein wüthender Zweikampf beginnt. Die Schaaren ziehen sich, wie von

einem Schlage gelähmt, in schweigender Erwartung zurück. Der Herzog ist kälter als sein Feind. Er weiß den blind geführten Streichen desselben besser zu entgehen, und es gelingt ihm, nur unbedeutend verletzt, dem Eindringenden den Helm vom Haupte zu schlagen, daß der Prinz betäubt hinstürzt. „Der Sieg ist unser!“ ruft der Guise seiner Schaar zu, und in der That war mit Condé's Falle den Hugenotten aller Muth entflohen. Nach allen Seiten stäubten sie auseinander, von wenigen Gensdarmen verfolgt, die ihnen der Guise nachsandte, während er den langsam wieder zur Besinnung kommenden, entwaffneten Feind in dasselbe Gefängniß bringen ließ, aus welchem ihm treue Gattenliebe den Weg gezeigt hatte.

Leonore war fast in dem Augenblicke nach Montargis gekommen, als sie ihr Gemahl verlassen hatte, und indem sie ängstlich jeden Augenblick Kunde von ihm zu erhalten hoffte, um in seine Arme zu eilen, erfuhr sie die schreckliche Nachricht, wie er wieder seinem Feind in die Hände gefallen sey. Die edle Herzogin von

Ferrara bot Alles auf, das verzweifelnde Weib zu trösten, und es gelang ihr in der That, einen neuen Weg der Rettung zu erdenken. „Wir wollen hin nach Orleans, in die Versammlung der Stände!“ rieth sie: „Dort, dem Guisen unter die Augen tretend, sagen Sie Alles, was Ihnen Ihr Herz eingiebt, und es müßte ja die Menschheit ausgestorben seyn, wenn nicht die gute Sache siegen sollte.“

Leonore warf sich in schwarze Trauerkleider. Ein schwarzer Schleier barg das reichlockige Haar. Ihr Kind in gleicher Weise angethan, fährt mit der Herzogin klopfenden Herzens nach Orleans, und ohne sich abhalten zu lassen, tritt sie in die Versammlung der Stände. Sie schlägt den Schleier halb zurück. „In Eure Arme flüchte ich mich, erlauchte Pairs und Prälaten!“ rief sie. „Von Euch erwarte ich Schutz gegen einen Tyrannen, der, ein Fremdling, Frankreichs König Trotz bietet, und unsere Gatten, unsere Kinder mordet.“

Der Herzog von Guise stand auf. Er wollte sprechen. Sie kommt ihm zuvor. „Ja,“ wen-

det sie sich an ihn, „Du bist es, den ich meine; Du, der verrätherisch durch einen Verräther den Gatten herlockte, ihn zu morden.“ Mit siegender Beredtsamkeit schildert sie nun, wie der Kardinal ihren Gemahl besucht, beschworen, getäuscht habe; wie dieser stets dem König treu ergeben gewesen sey; wie Frankreichs Ehre es fordere, einen Prinzen seines Königshauses gegen die Rache eines Fremdlings zu schützen. Der Guise will eben dem, vom Zorn bisher erstickten, Herzen Luft machen, und Befehl geben, die Verhaßte aus dem Saale zu führen, als die Glocken auf dem nahen Thurme trauernd ihr Geläute tönen lassen.

Im nächsten Augenblick mischen die Glocken anderer Thürme ihre Klagen bei. Man staunt, man sieht sich fragend an. Das ist Geläute, wie es eines Königs Tod beklagt. Ehe man noch sprechen kann, stürzte der Kardinal von Guise herein, dem Bruder in's Ohr zu sagen: der König sey in seinem Arm verschieden.

Fast auf dem Fuße folgte ihm Katharina von Medicis, den jungen Karl IX. an der Hand

führend, um, ihn auf den Thron geleitend, den Ständen zu sagen, was der Kardinal seinem Bruder mitgetheilt hatte. Karl IX. wird als König anerkannt, und Katharina tritt als Regentin auf. Sie will die ersten Augenblicke der Regierung durch Großmuth verherrlichen, die sie so oft zu heucheln wußte, als es die Noth oder der Vortheil heischte. „Ein unglücklicher Zwist," so schloß sie die Rede, womit sie den Antrag der Stände, Regentin zu seyn, beantwortete, „hat einen trefflichen Prinzen des königlichen Hauses als Rebellen vor diesen Männern erscheinen lassen. Wir machen uns die Freude, die Fesseln zu lösen, in welche man ihn unwürdiger Weise geworfen hat. Admiral Coligni, wie Ihr mich hierher geleitet habt, den Kummer, der mich beugt, am Busen meiner treuen Stände auszuweinen, so führt auch den Prinzen herein, daß er im Angesicht Aller mit seiner Gemahlin vereint werde, und unsere Hand zum Zeichen der Versöhnung küsse. Vergeben müßt Ihr und vergessen, was auch zwischen Euch vorfiel!" wendete sie sich an die Guisen, die zu gefürchtet

waren, als daß sie Katharina unberücksichtigt gelassen hätte. Indessen der Herzog seinen Haß mit dem Eifer für Frankreichs Wohl entschuldigt, während Leonore dankend die Hand der sie huldvoll anlächelnden Königin küßt, kommt Condé herein, neben der Gattin zu Katharinens Füssen sinkend, ihrem Sohne zu huldigen. Katharina hob Beide auf. „Prinz,“ sagte sie, „es thut meinem Herzen wohl, einem Königssohne das Leben zu retten, das er dem Vaterlande weihen mag. Doch Euer Wort darauf; keine Rache gegen die Guisen!“

„So gerecht sie wäre,“ erwiederte der Prinz, „ich verzichte darauf aus Liebe zu diesem Weibe, das den eigenen Tod suchte, um mich zu retten; aus Bewunderung für Ferraras Herzogin, welche die eigene Brust darbot, mich zu schützen; aus Dank für Sie, Königin, die Sie gewähren, was mir die Waffen in der Hand erkämpfen sollten: Leben, Freiheit und Sicherheit!“

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Train, Joseph Karl von, 1787-1851

Erzählungen aus dem Gebiete der Romantik und des Abenteuerlichen

Bd.: 1

Nürnberg 1831

P.o.germ. 1482 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312237-2